Carl Bernhard

König Christiern der Zweite

und seine Zeit.

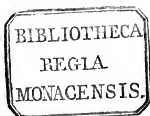
Deutsch von

K. L. Kannegießer.

Erster Band.



Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.



König Christiern der Zweite

und seine Zeit.

Inhalt.

Die Herberge	Seite	1
Der norwegische Kämpe	„	53
Extra muros	„	98
Die Besuche	„	138
Dyveke und Sigbrit	„	163

Die Herberge.

In dem einen Winkel des großen und ziemlich seichten Feldes, das sich von dem östlichen Thore Kopenhagens im Jahre 1516, wo diese Erzählung beginnt, bis zum Meere hinab erstreckte, stand ein niedriges, mit Stroh gedecktes Haus, nicht weit von der St. Annenkapelle, auf derselben Stelle, wo späterhin der Landsitz eines fremden Gesandten sich befand*). Einige alte Kastanienbäume breiteten ihre Zweige über das Dach, das beinahe von grünem Laube verdeckt war, so daß das Haus wie eine Forstwohnung aussah. Hinter dem Hause lag ein kleiner Garten mit recht schönen Blumen, welche damals eine Seltenheit waren, und von da sah man über eine üppige Wiese, welche sich bis dicht an die großen Landseen hinab erstreckte, welche Kopenhagen von der nördlichen Seite umgaben; gegen Osten rollten die Wellen des Sundes in nicht weiter Entfernung vor den Fenstern

---

*) Es ist dasselbe Haus, welches H. C. Andersen in „dem Märchen meines Lebens" beschreibt als die Wohnung des verdienten Conferenzraths Collin.

vorüber, und von der Steinbank, welche am südlichen Ende des Hauses unter einem der größten Bäume stand, der sie gegen die Strahlen der Mittagssonne schützte, hatte man eine weite Aussicht nach allen Seiten; ließ man das Auge zur Linken gleiten, so sah man hinaus über Bremerholm und den dortigen Packhof, wo die Kaufleute in steter Geschäftigkeit waren; zur Rechten lag das Ostthor mit seinem viereckigen Thurm und seinen gezackten Giebeln; des Weinbergs grüne Bäume sahen von da aus wie ein kleiner Hain, jeder von den Kirchen- und Klosterthürmen konnte von da gezählt werden und im Hintergrunde sah man den uralten runden Thurm, der das Zollhaus der Stadt war, und dicht dabei Kopenhagens Schloß, das diese schöne Fernsicht beendete, welcher grüne Felder und fließende Gewässer lebhafte Abwechselung gaben.

Dies Haus war eine Herberge, wie das Schild über der Thür bezeugte. Aber der Wirth hatte im Jahre 1516 keinen von den königlichen Vorschlägen benutzen können, welche in dem 106. Artikel der Verordnung Christian des Zweiten von 1521 benannt wurden, worin es von Wirthshausschildern heißt: „Es soll entweder ein Löwe darauf gemalt sein oder ein Mohr, ein Greif, Mond, Sterne oder sonst dergleichen und so jede Herberge ihr Zeichen haben, wonach sie bezeichnet und benannt werden kann." Dieses Schild war ein Fünfeck von einer mystischen, kabbalistischen Figur, das in alten Tagen viel zu bedeuten gehabt hatte und nicht geringer betitelt wurde als „das pythagoräische Fünfeck", und das dem Aberglauben früherer Zeiten zufolge gar sehr dazu gedient haben soll, Feuersbrünste abzuhalten

oder zu dämpfen, und im Allgemeinen für ein Glück- und Heilszeichen gehalten, aber jetzt nur als Schild über Bierschenken aufgehängt ward. Der Aberglaube war deshalb nicht geringer als in älterer Zeit, er hatte bloß den Gegenstand gewechselt. Die einfachsten Bauernschenken sind heutzutage besser, als diese Herberge damals war, welche ihrer Lage wegen zu den besuchtesten in der Nähe der Hauptstadt gehörte. Die Wände bestanden aus zusammengeknetetem Lehm und Stroh zwischen den Ständern des Fachwerks, das Dach war von Stroh, die Fenster waren niedrig und bestanden zum Theil nur aus Holzluken, welche geöffnet werden mußten, um das Licht einzulassen, zum Theil aus Fenstern mit Scheiben von Horn oder von dünnem Fell. Denn Glas war damals noch kostbar und im ganzen Hause war nur eine Stube für vornehme Gäste mit ganz kleinen grünen Glasscheiben versehen nebst einer kleinen Giebelkammer, deren einziges Fenster nach der See hinausging. Damit der Wind die Zweige der Kastanienbäume nicht gegen das Fenster dieses Giebelkämmerchens schlüge und die Glasscheiben zerbräche, die vielleicht den größten Schmuck des Zimmers ausmachten, waren sie vorsichtig ineinander geflochten, so daß sie einen dichten Schirm über dem Fenster bildeten. Dieser Sonnenschirm von grünem Laube gab dem Fenster einen Anstrich von Gemüthlichkeit und Wohnlichkeit, der an dem Nachmittag im Frühlinge 1516, wo unsre Erzählung beginnt, noch bedeutend vermehrt wurde durch ein niedliches Frauenmäntelchen, wie es damals Bürgerstöchter trugen, das an einem Haken in dem offenen Fenster hing und sich langsam hin- und herbewegte in dem milden Luftzuge, der vom Sunde

her durch die Zweige strömte, deren frisches Laub sich aller Wahrscheinlichkeit nach über dem Gemach eines jungen Mädchens wölbte. Und sie waren so frisch und so lichtgrün wie jemals, diese Zweige; denn der Frühling, der in diesem Jahre frühzeitiger gekommen war als gewöhnlich, hatte in nicht mehr als acht Tagen die Bäume mit Laub geschmückt. Es war heute gerade der erste Mai, der in dem damaligen Kalender Woldermisse hieß.

Schon von frühem Morgen an hatten Kopenhagens Einwohner ihre dunkeln Häuser und schmutzigen Straßen verlassen, um an dem schönen Frühlingstage, wo die Sonne in allem ihrem Glanze schien und die Lerchen auf dem Felde sangen, Zeugen von den Festlichkeiten zu sein, womit die Ankunft des Sommers auf dem Lande begrüßt ward. Der Mensch hat zu allen Zeiten einen Gegensatz verlangt von dem, was er hat; deshalb ziehen die Leute in den Städten auf das Land, um den Ruhetag zu genießen, während die Landleute in die Stadt ziehen. Es war an diesem Tage fast ein Gedränge in dem Osthore; denn nach altem Brauch sollte auf Hallandsaas von den Bauern in der Umgegend der Sommer zur Stadt geritten werden. Mitten auf dem Felde war ein Maibaum aufgerichtet, um welchen getanzt wurde unter Anführung eines jungen Burschen und eines Mädchens, welche man zum Maikönig und zur Maikönigin auswählte, nachdem vorher ein Zug von Bauerburschen den Sommer zur Stadt geritten hatten, welche festlich geputzt waren mit grünen Zweigen und mit Bändern von allen Farben, einige auch mit wunderlichen Masken vor den Gesichtern, wie es zur Fastnachtszeit geschah. Nachher

wurde Ball gespielt, um die Wette gelaufen und allerhand andre Belustigungen vorgenommen, welche erst spät am Nachmittage zu Ende waren.

Die meisten Zuschauer hatten sich entfernt, jeder mit einem frischen Maizweige in der Hand, womit die Wohnung in der Stadt geschmückt werden sollte; aber draußen vor der Herberge hatte der schlaue Wirth Tische und Bänke unter die grünen Kastanienbäume hingestellt und dieser Anblick war allzu lockend für die genußsüchtigen Kopenhagener, als daß nicht manche hätten beschließen sollen, ihre Abendmahlzeit im Grünen zu verzehren, da es gerade Essenszeit war; es ging nämlich auf fünf Uhr. Damals stand man zeitiger auf als heutzutage und die Lebensweise war deshalb überhaupt ganz anders; Morgens speiste man seine Frühstücksbiersuppe und nachher hielt man nur zwei Mahlzeiten im Verlauf des Tages, das erste Mal Vormittags Glocke zehn, wo man zu Mittag, und das andre Mal Nachmittags Glocke fünf, wo man zu Abend speiste, und beide Male warmes Essen. Diese Speisezeiten waren dieselben für den König wie für den Bauer; denn die Vornehmen waren noch nicht so kleinlich, daß sie etwas darin suchten, zu einer andern Zeit zu essen als die Geringsten. Glocke neun fing die Nacht an und wer dann nicht zu Bette war, wurde für einen Zechbruder gehalten und mußte den Wächtern Rede stehen, „was er so spät auf der Straße zu thun habe?"

Der Wirth in der Herberge, welche „Hans Knap's Garten" genannt wurde, hieß selbst Hans Knap; so hieß sein Vater, sein Großvater und sein Urgroßvater und es scheint, daß Name und Wirthschaft ein Erbgut in der Familie waren,

denn es findet sich in einem alten noch vorhandenen Zinsbuche vom Jahre 1676 die Bemerkung, daß ein Hans Knap halbjährig zwölf und einen halben Kleinthaler als Hufensteuer von seinem Garten draußen vor dem Ostthore bezahlt habe. Nach dem Tode seiner ersten Frau hatte er sich zum zweiten Male mit einer Holländerin verheirathet, welche mit Madame Sigbrit ins Land gekommen war und in ihrem Dienste sich etwas bei Seite gelegt hatte. Diese vortheilhafte Heirath setzte Hans Knap in den Stand, sein Geschäft zu erweitern und bessere Waare zu verschreiben, als man in andern Wirthshäusern empfing, wie er denn nun auch etwas darauf wenden konnte, sein Haus zu verschönern. Die Glasscheiben in der vornehmen Gaststube rührten aus dieser Zeit her und die schmucken Bierkannen und silbernen Becher, welche auf den Tischen umherstanden und die Gäste mit verführerischem Glanze anlockten, und nicht minder die hübschen Blumen im Garten, wovon einige kunstmäßig aus holländischen Zwiebeln getrieben waren, ein Geschenk von Madame Sigbrit, „die nur selten etwas weggab" und sich also besonders gütig gegen das knapsche Haus bezeigte. Ja, man wußte sich zu erzählen, daß Sigbrit bisweilen Hans Knap's Garten sogar mit ihrem Besuch beehrte und dann nicht verschmähte, des Wirthes guten Rheinwein zu versuchen, „den er wohl kaum ganz so hoch wie Andre verzollte"; denn es fand sich, besonders seit der König Sigbrit über das Zollwesen gesetzt hatte, daß Hans Knap billiger als die übrigen Schenkwirthe alten Rheinwein ablassen konnte. Man gab wohl gar zu verstehen, daß Madame Sigbrit vielleicht selbst Theilhaberin des Hauses sei, wenn auch aus keinem

andern Grunde als aus Liebe zu ihrer alten Handthierung; denn sie hätte in Bergen Wirthschaft getrieben, ehe sich der König in ihre Tochter Dyveke verliebte. Aber von alle dem sprach man natürlicherweise nur ganz leise, wie man sich denn überhaupt da draußen mit Vorsicht äußerte; denn man war nicht völlig sicher, ob nicht der ehrliche Hans Knap Bericht abstattete von dem, was in seinem Hause gesprochen wurde, an die mächtige Madame Sigbrit, vor deren Zorn man sich mehr fürchtete als vor dem des Königs.

Wie dem auch sei, Hans Knap's Garten war sowohl wegen der Lage wie der Billigkeit wegen das besuchteste Wirthshaus außerhalb Kopenhagen, und daß die Bewirthung den Forderungen der Gäste entsprach, konnte man an der Eßlust gewahr werden, womit das dampfende Schwein- und Ochsenfleisch von den Schüsseln verschwand zugleich mit dem deutschen Brot, das Zwieback oder Strumpf genannt wurde; denn damals versah das Ausland Dänemark fast mit Allem, was es brauchte, Dank den Handelsvorrechten der Geistlichkeit und des Adels, und die deutschen Hansestädte hatten beinahe den ganzen Handel in ihren Händen. Nachdem der Hunger gestillt war, blieben die Gäste noch eine Weile an den Tischen sitzen und ließen die Bier- und Weinkannen rundum gehen, denn dieser Tag war nun einmal dem Vergnügen gewidmet.

An dem Tische, der vor der Steinbank an des Hauses südlichem Giebel auf dem schönsten Platze stand, von wo man die beste Aussicht hatte, war eine Gesellschaft versammelt, welche schon wiederholentlich mit dem Deckel auf die geleerte Bierkanne geklappt hatte, die sofort von dem geschäf-

tigen Hans Knap wieder gefüllt wurde, welcher sich keineswegs zu vornehm fühlte, um in eigener Person jedem seiner Gäste ohne Rücksicht auf Rang und Stand aufzuwarten, geschweige dieser Gesellschaft, die aus den achtbarsten Männern der höheren Bürgerklasse bestand.

Indem Hans Knap die Kanne auf den Tisch setzte, murmelte er halblaut den gewöhnlichen Spruch: „Mit Gruß und Freude!" und zwar mit dem freundlichsten Lächeln, das eben so gedankenlos war wie diese Worte, womit er täglich unzählige Male den gefüllten Krug vor seine Gäste hinstellte. Es war damals hergebracht, eine Menge Redensarten und Sprichwörter anzuwenden, und da sie meistens einen oder andern nützlichen Erfahrungssatz enthielten, nahm man es nicht so genau, ob sie zu der Veranlassung paßten oder nicht.

— „Das war ein guter Wunsch", sagte ein Mann mit einem rothen Gesichte, indem er mit der einen Hand die Mütze lüftete und mit der andern die Kanne ergriff und einen tüchtigen Zug that. Dieser Mann war wie alle Bürgersleute jener Zeit bekleidet mit einem wollenen Hemde — denn Leinwand war noch nicht in allgemeinem Gebrauch — einem engen Wamms von brauner Farbe und langen, engen Beinkleidern von demselben Zeuge, die bis in die Schuhe hinuntergingen und die Strümpfe ersetzten, denn das Stricken war noch nicht erfunden, die Männer gingen ohne Strümpfe und die Frauen trugen Strümpfe, die aus Tuch genähet waren. Um den Leib hatte er einen Ledergürtel, worin ein Taschenmesser und ein Löffel in einer versteckten Scheide angebracht waren, und ein längeres Messer in einer sichtbaren, die an der einen Seite hing, denn es war damals Gebrauch,

daß alle Männer bewaffnet gingen. Über den Schultern trug er eine kurze Kappe von schwarzem, niederländischem Tuch und auf dem Kopfe eine Tuchmütze mit einem kleinen Besatze von Pelzwerk. Seiner Handthierung nach war er ein Gerber und besaß ein eigenes Haus in der Rängelstraße neben der Badstube, welche gewöhnlich wegen Magenschwäche besucht wurde, weshalb die Gasse diesen sonderbaren Namen erhielt, der eigentlich eine Verkürzung von Rängelbadstubenstraße war und später in Badstubenstraße verwandelt wurde. Der Mann hieß Johann Spegelberg.

— „Das ist ein guter Wunsch", wiederholte er, „aber ich muß doch sagen, daß mir Essen und Trinken in alten Tagen besser schmeckte, da Gottes Gaben ordentlich von einem Küster mit dem Sprengewedel eingeweiht wurden. Es war mir immer erbaulich anzusehen, wenn der Sprengeküster seinen Weihwasserbesen nahm und ihn über das Essen schwang, um nicht davon zu reden, daß er manch liebes Mal ein lustiger Bruder in der Gesellschaft war und den besten Spaß am ganzen Tische von sich gab."

— „Und ich muß doch sagen, daß es mich manch liebes Mal geärgert hat, einen solchen scheinheiligen Augendiener mit bei Tische zu haben, um nicht davon zu reden, daß man bei Gastmahlen oft warten mußte, weil der Sprengeküster an einem Tage an mehreren Orten sein mußte und überall die Waaren belecken sollte. Ich liebe die schwarzen Kutten nirgends, aber bei Tische sind sie mir ganz unerträglich."

Diese Worte wurden mit einer etwas fremden Betonung ausgesprochen von einem beleibten Manne mit einem

offnen, jovialischen Gesicht. An seinem Leinwandhemde, das über die Weste fiel, und an dem kleinen, spitzen Filzhute konnte man sehen, daß er der Mode folgte und mit der Zeit fortschritt. Im Übrigen war er eben so wie sein Nachbar gekleidet. Es war der Schöpfer der dänischen Presse, der wohlhabende Buchdrucker Gottfried von Ghemen, welcher sich in Kopenhagen niedergelassen hatte und die ersten gedruckten dänischen Bücher herausgab. Im Laufe eines Jahrzehends hatte er mehrere Schriften gedruckt, von welchen „die dänische Reimchronik" von Bruder Niels in Soröe, „die Geschichte von Kaiser Karl und seinen zwölf Pairs" von dem Vater des dänischen Schriftenthums, des Königes treufestem Freunde, Christen Pedersen, und „der Türken Zug gegen Rhodus" Glück gemacht und den Leuten Geschmack am Lesen beigebracht hatten.

— „Jedem sein Glaube", sagte der Mann mit dem Wollhemde, „wie denn auch das Sprichwort sagt: Ein Mammeluck, der seinen Glauben verläugnet. Kirchendiener sind mir allezeit willkommen bei jedem Geschäft, das ist ein Glaube, in dem ich auferzogen bin und bei dem ich mich mein ganzes Leben wohl befunden habe. Gott lasse es mir auch fernerhin so gehen!"

Und nun that er wieder einen tiefen Zug aus dem Kruge, kreuzte sich, sah andächtig gen Himmel und sagte darauf: „Wäre der Sprengeküster nur hier gewesen, so hätte er mir sagen können, welchen von den Heiligen man bei Zahnweh anzurufen hat, denn es wühlt mir gewaltig in dem einen Backenzahn, seit ich vorher auf den Schinkenknochen biß. Es giebt bestimmt einen Heiligen für Zahnweh, aber ich

kann in diesem Augenblicke mich nicht auf den Namen besinnen. Ach ja!"

Und um sich über dieses unglückliche Vergessen zu trösten, nahm der Gerber wieder seine Zuflucht zur Bierkanne.

— „So einen giebt's gewiß", sagte Gottfried von Ghemen mit einem verschmitzten Lächeln. „Es giebt Heilige für Alles, also giebts auch wohl einen für Zahnweh. Schmeckt Euch das Bier übrigens nicht, wie es ist, so könnt Ihr es ja ganz unter der Hand besprengen lassen von dem Gottesmann, der dort allein auf der Bank sitzt mit gefalteten Händen und sich so andächtig umsieht, als ob er darauf wartete, daß Einer oder Anderer Lust bekommen würde, ihn gegen des Königs Verordnung zu gebrauchen. Es wirft doch immer einen Krug Bier ab."

— „Das ist Paulus Eliä, der Pater regens an dem neuen Karmeliterkloster werden soll, das der König für die Mönche eben in der St. Petristraße bauen läßt", sagte der Gerber. „Nein, da will ich doch lieber ungeweihtes Bier trinken, als es mit Paul theilen. Jeder hat seinen Glauben in dieser Welt."

Unter den Altgläubigen war Paulus Eliä schlecht angesehen ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, die ihm eine Anstellung bei der von des Königs Großvater, Christian dem Ersten, gestifteten Universität verschafft hatte. Er war dagegen bei dem Könige wohl gelitten, welcher ihn auch gebrauchte, als er später Luthers neuer Lehre Eingang in dem katholischen Dänemark zu verschaffen suchte. Aber da Bischof Lauge Urne den Paulus Eliä mit einem guten Kanonikate in Roeskilde köderte, fiel er ab und sprach eben so

eifrig gegen das Lutherthum, wie er früherhin für dasselbe gesprochen hatte. Deshalb nannten ihn die Leute Paul Wetterhahn, ein Name, mit dem man noch in unsern Tagen mehr als Einen bekannten Mann benennt.

— „Ist das Paulus Eliä", sagte Gottfried von Ghemen, „so ist das ein Mann, vor dem ich alle Ehrerbietung und Achtung habe; er ist ein gelehrter Mann bei der Universität und nicht so ein Dummkopf wie manche von seinen Amtsgenossen. Ich habe mehr als einen Ordensgeistlichen gekannt, der seinen eignen Namen nicht schreiben konnte, aber spielen und trinken und schwelgen, das konnten sie alle zusammen. Es wundert mich übrigens, daß der König, der doch ein so aufgeklärter Mann ist, einem neuen Bettelorden erlaubt hat, sich hier in der Stadt aufzuhalten. Bisher haben wir doch keine Karmeliter gehabt. Sie stehen freilich in dem Rufe, sich mehr mit den Wissenschaften zu befassen als andre Mönche, aber sie mögen hübsch artig haben ausbeuteln müssen für die Gnade. Was meint Ihr, Meister Jochum Goldschmidt?" fragte er mit gedämpfter Stimme, indem er sich hinüberneigte zu einem Manne, welcher bisher au der Unterredung nicht Theil genommen, sondern vielmehr leise und eifrig mit seinem Nachbar gesprochen hatte, einem Manne in kriegerischer Tracht mit einem großen Schlachtschwert an der Seite. Bei dieser Aufforderung, seine Meinung hören zu lassen, wandte sich der Goldschmidt hurtig um zu dem Buchdrucker und nickte wiederholte Male mit dem Kopfe, indem er nach dem Wirthe hinschielte, der nicht weit davon beschäftigt war. Und als Hans Knap sich einige Schritte entfernt hatte, sagte er: „Es ist

nicht gut, über dergleichen Dinge vor Aller Ohren zu sprechen, und man soll zusehen, mit wem man Brot in den Beutel steckt. Aber soviel ist gewiß, daß der König, wenn er sich darauf einläßt, auch weiß, was ihm solch ein Handel einbringt. Kreuz Element! Er hält viel auf die reine Lehre, der König. Aber Gold ist jetzt auch rar. Ich habe Arbeit für das Schloß und sehe, wie es hergeht. Jetzt wird das neue Trinkgeschirr für die Schenke angefertigt; seine Gnaden der König mußte sich schon dazu entschließen, das alte war so voll von Beulen, daß es eine Schande war. Ist es nicht erschrecklich, daß ein Herr wie der König nöthig haben soll, sich zu bedenken, um einiges neues Trinkgeschirr machen zu lassen, nachdem sein Hofgesinde so lange auf den Tisch getrumpft hat mit dem alten, daß es nicht mehr halten will? Und Ritter und Bischöfe, die können trinken aus Bechern, von denen ein einziger bisweilen mehr werth ist als die des Königs alle zusammen. Aber so kam denn der päpstliche Legat zu gutem Glücke her, um Ablaß zu verkaufen, und so mußte er die Erlaubniß dazu vom Könige mit guten rheinischen Gulden erkaufen. Man sagt, daß er dem Könige eintausend Gulden für den Paß zahlen mußte. Davon ist mehr als einer in meinen Tiegel gekommen. Was hat d e r aber für Silberzeug bei sich, der Kardinal oder was er sein mag! Heiliger Nepomuk, was hat er für Silberzeug! Ja, das geht ins Unendliche. Schüsseln und Teller, und Löffel und Töpfe, und Grapen und Pfannen, und Alles vom feinsten Silber und in Lübeck gemacht, gerade ehe er hieherkam, so daß es ganz funkelnagelneu ist."

— „Das ist meiner guten Landsleute Geld, um wel-

ches er sie gebracht hat," sagte Gottfried von Ghemen mit einem Seufzer. „Mich soll verlangen zu erfahren, ob die Dänen eben so einfältig sind, wie es die Deutschen gewesen sind. In dem Falle wird Angelus Arcemboldus mit seinem Ablaßhandel hier gute Geschäfte machen."

—„Ja, der hat Geschäfte gemacht!" fuhr der geschwätzige Goldschmidt fort. „Aber was hat er auch für einen Einzug gehalten, als er hier in die Stadt kam. Ihr saht es vielleicht nicht? Er schimmerte von Goldbrokat und Edelsteinen von oben bis unten. Kein Fürst kann eine größere Pracht zeigen, als er es that bei seinem Einzuge. Seine Leute sind nun rundum im Lande, um Ablaß zu verkaufen, und doch hat er noch gegen vierzig Menschen zur Aufwartung. Ja, er wird Geschäfte machen; denn jetzt strömt das Volk in die Kirchen, wenn er Ablaß austheilt, ja, so dicht wie die Heringe in alten Zeiten hier an der Küste. Es muß eine Freude sein, feil zu halten, wenn die Kunden so aus allen Winkeln und Ecken gelaufen kommen. Erst neulich mußten sie den Kasten, den sie draußen vor der Kirchthür befestigt hatten und in welchen wir das Geld hineinwerfen, mehr als zehn Mal ausschütten, denn er war nicht groß genug; aber jetzt haben sie einen gemacht, der größer ist."

— „Habt Ihr auch Ablaß gekauft, Meister Jochum?" brach Gottfried von Ghemen aus mit verwunderter Miene. „Oder hab' ich Euch nicht recht verstanden? Mir däucht, Ihr sagtet, daß Ihr selbst mit gewesen wäret."

— „Nun ja, zuerst wurde ja das Geld gesammelt zum Aufbau der St. Peterskirche in Rom und demnächst kann man sagen, daß, wenn es nicht nützt, so kann es doch nicht

schaden," antwortete der Goldschmidt, der in seiner Geschwätzigkeit verrathen hatte, was er sonst wohl dem Buchdrucker verschwiegen haben würde, der für einen Freidenker galt. „Ihr wißt wohl nicht, daß Beide, Seine Gnaden der König und die junge Königin, zu den Allerersten gehörten, welche Ablaßbriefe von dem Legaten kauften?"

— „Seine Gnaden, der König? Mann, sprecht mit Achtung von dem Könige!" sagte der Buchdrucker erzürnt. „Der König ist ein guter Christ, wie es sich für einen rechten König geziemt, und auf des Papstes Begehren hat er dem Legaten Erlaubniß gegeben, in diesem Lande zu reisen, aber selbst weiß er, was er davon zu denken hat."

— „Ihr müßt mir verzeihen, Herr Gottfried," sagte der Goldschmidt, innig erfreut, des Buchdruckers ernste Ermahnung widerlegen zu können, „ich weiß, was ich sage, und kann Jedermann Rede stehen wegen meiner Worte. Seine Gnaden der König und seine gnädige Frau haben Beide Ablaß gekauft, so gewiß ich hier sitze. Ihr könnt Hans Metzenheim fragen, wenn Ihr zweifelt. Und warum sollte er es nicht thun? Man verwahrt so Mancherlei, so kann man ja auch das Stückchen Ablaßbrief verwahren. Aber Ihr kennt das vielleicht nicht genau. Ich weiß etwas davon, weil ich viel altes Silberzeug für des Legaten Kanzler eingeschmolzen habe; denn die Leute geben nicht immer Geld oder neues Silber; sie geben auch altes Silber oder Butter oder Fettwaare, was sie gerade haben. Aber das war nicht das, was ich sagen wollte. So sprach ich denn mit dem Boten davon, welcher mir das Silber brachte, und er sagte mir, daß der Papst seinem Herrn Erlaubniß gegeben habe,

Ablaß zu verkaufen für Alles in der Welt. Zu dem Theuersten gehört der Ablaß für die Liebe zu einer Nonne, da ist viel Geld und viele Messen nothwendig und das Geld muß in Rosenobeln bezahlt werden. Gott bewahre uns, das ist ein erschrecklicher Preis. Aber es ist gleichwohl nicht mehr als billig. Und solch ein Ablaß kann für lange Zeit genommen werden, der längste für vierzigtausend Jahre und sechs und vierzig Tage; das ist doch eben keine kurze Zeit, müßt Ihr mir zugestehen."

— „Ach ja, ach ja!" sagte der Gerber, welcher inzwischen seinen Krug in der Stille geleert hatte. „Ja, der Ablaß, das ist eine gute Sache für bedrängte Seelen; und Sünder sind wir Alle, wie der Prior bei den grauen Brüdern sagt."

— „Ihr kommt noch dahin, einen Ablaßbrief für Euer Biertrinken zu nehmen, Meister Johann Spegelberg," sagte der Buchdrucker lachend. „Aber eine neue Kanne wird Euch in diesem Augenblicke vielleicht lieber sein als ein Ablaßbrief. Meister Hans, eine Kanne von — — — ja, laßt es eine von Eurem besten danziger Bier sein, zur Veränderung, und eine Kanne rheinisch für den Herrn dort. Mir däucht, Ihr thut uns nicht recht Bescheid im Bier, Herr Rottmeister."

Damals war ein Rottmeister nicht dasselbe wie jetzt, wo es einen Steuereinnehmer bedeutet. Er war Hauptmann einer der acht Rotten oder Kompagnien der Stadt, wovon jede aus etwa hundert Mann bestand und welche die Stadtbewaffnung ausmachten. Der Magistrat ließ nämlich die Wache an den Thoren und auf den Wällen von

Bürgern der Stadt besorgen, welche nicht unter des Königs, sondern unter der Obrigkeit Befehl standen. Da diese achthundert Mann als die Anzahl der waffenfähigen Mannschaft der Stadt anzusehen sind, so läßt sich daraus ungefähr schließen, wie hoch sich die kopenhagensche Bürgerschaft damals belaufen habe.

Der Angeredete lüftete verbindlich den Hut und sagte: „Ich will nicht läugnen, daß ich den Wein vorziehe, zumal wenn er mir mit so vieler Artigkeit angeboten wird. In fremden Landen, wo ich zuletzt gedient habe, bevor mir der wohlweise Magistrat das Kommando gab über eine von den Rotten, bin ich verwöhnt worden, Wein zu trinken. Hier daheim trinkt man noch meist immer Bier."

— „In allen Innungen werden die Bußen noch beständig auf Bier festgesetzt," sagte der Goldschmidt, welcher Mitglied einer von diesen Gesellschaften war, „sowohl bei der Frohnleichnams- als bei der St. Karinengilde und bei der Kalandsbrüdergesellschaft. Zwei Mark zu Wachs ist die geringste Buße, in die ein Bruder verfallen kann nach dem Gildegesetz, und eine halbe Last Bier ist die größte. Aber das ist gewiß eben so in Deutschland, denn die deutschen Kaufleute in ihrer Heiligendreifaltigkeitsgilde hier in der Stadt büßen auch mit Bier."

— „Ja, es wird eine erschreckliche Menge deutsches Bier hier bei uns eingeführt," sagte der Gerber. „Es giebt jetzt rostocker Bier, stralsunder Bier, pryssinger (danziger) Bier, hamburger Bier, Israelsbier, Barstbier, kackebilder Bier, emster Bier, braunschweiger Mumme, holsteiner Bier; es giebt eine erschreckliche Menge Bier und alles, alles deutsches."

Und hierin hatte der Gerber Recht; denn das deutsche Bier war einer von den Einfuhrartikeln, wobei der Adel und die Geistlichkeit, welche alle Handel im Großen trieben, am meisten verdienten. Man rechnete sechs Töpfe Bier als tägliches Maß für jeden Mann und aus den Klosterverordnungen ergiebt sich, daß das weibliche Geschlecht diese Neigung getheilt haben muß, da nicht weniger als vierzehn Tonnen Bier für jede Klosterjungfrau jährlich festgesetzt waren. Kein Wunder, wenn die guten Nonnen bei dieser Lebensart wohl gediehen.

Aber der Officier hatte nicht Lust sich auf diesen Gegenstand einzulassen. Nachdem er einen Zug gethan hatte aus dem Weinkrug auf Gottfried von Ghemen's Wohlergehen, einen zweiten auf das allgemeine Wohl, „auf der Rechtschaffenheit, auf des Friedens, auf aller guten Freunde Gesundheit,“ brachte er das Gespräch auf politische Gegenstände und dabei auch auf Madame Sigbrit, von welcher das Gerücht ging, daß der König ihr die Aufsicht über die Angelegenheiten der Flotte anvertrauen wollte, im Fall er, wie es wohl möglich war, außer Landes ginge, um die Aufrührer in Schweden zu bekämpfen.

— „Das ist nicht so ganz unglaublich,“ sagte der Buchdrucker, „der König hat sie ja schon über das ganze Zollwesen und über die Finanzen gesetzt. Er mag sich wohl für besser bedient halten mit ihrer Verwaltung als mit mancher von den Herren, da er ihretwegen den Zoll von Helsingör, wo er sonst war, nach Kopenhagen verlegt und den alten Thurm zum Stadtzollhause eingerichtet hat.“

— „Hexerei ist das und nichts anderes,“ brach der

Gerber mit Unmuth aus. „Es ist ja auch bekannt genug, daß Meister Povel von Ribe ihr zur Hand geht bei ihren schwarzen Künsten. Pfui über den Domherrn, bei einer solchen Hexe in die Schule zu gehn! Aber ein Kobold beißt den andern nicht.“

Der Officier betrachtete den Gerber mit einem Lächeln und sagte, indem er den Kopf schüttelte: „Ist einer von den Beiden der Teufel, so ist es wohl eher der Domherr als Mutter Sigbrit. Die Schwarzen haben mehr zu thun mit dem Satan, als man glauben sollte, und das Sprichwort sagt nicht umsonst: „Als der Teufel alt ward, da ward er Mönch.“

— „So ging es auch zu, ehe Meister Povel von Ribe zu ihr kam, daß ein vornehmer Mann eines Tages eine kleine Flasche in die Hand nahm, die im Fenster der Hexe stand, um zu sehen, was drin wäre. Und wie er sie in die Hand nimmt, glitt sie ihm aus den Fingern und fällt auf den Boden. Und so wie sie auf den Boden fällt, so geht sie in tausend Stücke und so springt der Teufel, der in der Flasche gewesen war, auf dem Boden umher und flattert und summt und so erschallt ein Getöse und ein Donner mit Sturm und Sausen über die ganze Stadt hin und weg war der Teufel. Aber der vornehme Mann, der den Unsaubern gesehen hatte, der ging nach Hause und ward sehr krank.“

Nachdem Johann Spegelberg diese fürchterliche Geschichte erzählt hatte, bekreuzte er sich andächtig drei Mal und setzte den Bierkrug an den Mund, um den Nachgeschmack des Teufels nieder zu spülen.

Der Officier machte ein ernsthaftes Gesicht, als ein junger Mann von bleichem und kränklichem Ansehen, der zu dem Tisch hingetreten war, wo der Gerber seine Stimme erhob und Madame Sigbrit wegen Zauberei beschuldigte, mit lauter Stimme sagte: „Das ist Wahrheit, was Meister Spegelberg sagt. Der Böse war in der Flasche."

Die andern Bürger betrachteten den, der diese dreiste Behauptung von sich gegeben hatte, und der Gerber kreuzte sich noch einmal, als er seine Erzählung bekräftigt hörte.

Der junge Mann sah schlecht gekleidet aus in einem langen, grauen, fadenscheinigen Tuchmantel ohne Aermel, den er zusammengefaßt hielt mit der rechten Hand, die er heraussteckte durch das auf der einen Seite angebrachte Aermelloch. Auf dem Kopfe hatte er eine schwarze Mütze mit einem langen Schwanz, der auf dem Rücken herabhing und in zwei Hälften gespalten war. Er war demnach ein Primaner in der Klosterschule der grauen Brüder. Das Aermelloch war dazu gemacht, um die Hand durchzustecken und um Almosen zu bitten, denn Minerva's Söhne lebten damals von Bettelei ihre ganze lange Schulzeit hindurch, die oft gegen zwanzig Jahre dauerte. Im Frühling zogen sie meistens auf Fischerei aus, aber das hatte ihnen der König vor Kurzem verboten, worüber sie sehr aufgebracht waren. Der zweigetheilte Schwanz an der Mütze hatte eine tiefe Bedeutung; er sollte diese Bursche daran erinnern, daß die Dänen zwei Mal vom christlichen Glauben abgefallen waren, und sie zur Beständigkeit ermahnen.

— „Woher wißt ihr, was Ihr da bezeugt?" sagte der Officier. „Es ist sehr dreist, von dergleichen mitzusprechen."

— „Ich muß dergleichen wissen, denn ich habe die Geschichte zu meinem Studium gemacht," sagte der junge Mann mit einem bescheidenen Erröthen und einem Blicke nach den Krügen auf dem Tische. „Mein Mutterbruder, der jetzt Kanzler bei dem hochwürdigen Herrn Bischof in Odense ist, den die Leute Jens Beldenakke nennen, der hat mir Eins und Anderes erzählt, was wohl nicht Viele außer ihm wissen können; denn er geht mit den Großen um und er war Handschreiber bei dem Erzbischof Erich Walkendorf, als der König in Bergen war, wo er zuerst mit Dyveke bekannt ward."

— „Und was hat Euer Mutterbruder, des Bischofs Kanzler, Euch davon erzählt?" fragte der neugierige Goldschmidt, indem er auf der Bank zur Seite rückte und dem Primaner Platz bei sich machte. Der Officier schob ihm die Weinkanne zu, ohne ein Wort zu sagen. Der Jüngling, welcher Johannes Schwaningius hieß und nachmals König Christians des Zweiten Geschichte schrieb, worin er nicht vergessen hat, das Ereigniß mit dem Teufel in der Flasche anzuführen, für den er in diesem Augenblick Zeugniß abgelegt hatte, — nippte aus der Kanne mit der freudigen Röthe eines jungen Menschen, der unter achtbaren Männern Zuhörer gefunden hat, und begann darauf seine Erzählung mit einförmiger Stimme, als ob er sie aus einem Buche ablese.

— „Es ist wohl nicht nöthig, so erleuchteten Männern, wie Ihr seid, zu sagen, daß unser Herr König in Nyborgschloß vor vier und dreißig Jahren geboren ist, ein Jahr zuvor, ehe sein Großvater, Christian der Erste, zu seinen

Vätern ging. Selbige Geburt geschah unter sonderbaren Wunderzeichen, denn man hatte ihn überlaut im Mutterleibe, ehe er zur Welt kam, weinen hören, und als er geboren ward, hatte er die rechte Hand geballt, und als sie sie mit Gewalt aufbrachen, war sie voll Blut, so daß man gleich wußte, was man von dem Herrn zu erwarten hatte. Es war auch auf dem Schloß ein Affe — — —"

— „Wenn Ihr uns für aufgeklärte Männer haltet, so müßt Ihr wissen, daß wir Alle diese Geschichten satt haben," sagte der Kriegsmann ungeduldig. „Das Ammenstubengeschwätz kennt ja jedes Kind. Herr Gott, Ihr braucht doch nicht mit des Königs Geburt anzufangen, um uns zu berichten, was Ihr von Dyveke wißt; er verliebte sich doch nicht in sie gleich, als er zur Welt kam."

— „Ich bin überzeugt, daß Ihr wohl unterrichtet seid," sagte Gottfried von Gehmen, um dem jungen Manne beizustehen, der ganz verblüfft war, als er seinen Vortrag so plötzlich unterbrochen sah. „Ueberspringt nur das Alles von dem zahmen Affen, der den jungen Fürsten aus der Wiege nahm und mit ihm das Schloßdach hinauflief und ihn unbeschädigt wieder herunterbrachte. Ihr braucht Euch auch nicht bei des Königs Kindheit aufzuhalten, denn wir wissen hinlänglich, daß es dem seligen König Hans, Gott gebe ihm die ewige Seligkeit, sauer genug wurde, den jungen Fürsten zu bändigen und ihn abzuhalten, auf die Dächer zu kriechen und von andern solchen Schelmstücken, und daß der selige König ihn endlich in's Haus gab bei dem wohlachtbaren Hans Metzenheim Buchbinder, der deshalb nicht Buchbinder von Gewerbe ist, weil er Buchbinder heißt. Da

kam der Kanonikus Jürgen Hyntze hin und las mit dem Prinzen in dem kleinen Hause in der Hochbrückenstraße, wo Hans Metzenheim noch wohnt. Daß der Fürst sehr strenge gehalten wurde, wissen wir Alle, der selige König dachte wohl: Hart muß Hart vertreiben; aber das hatte nur die Folge, daß er nachher der Schloßwache Geld zusteckte, um ihn bei Nacht hinaus zu lassen, wenn er mit den jungen Edelleuten umherschweifen wollte. (Daß sie auf diesen Zügen oft mit den Tonsirten zusammengeriethen, welche auf verbotenen Wegen gingen, und daß letztere dabei den Kürzeren zogen, das ist nicht werth zu erzählen. Das ist manches Mal gerächt durch alles das Unheil, das sie deshalb unter dem Volke ausbreiteten vom Könige.) Wahr ist es freilich, daß die jungen Herren herumliefen von einem Bürgerhaus in das andere und auf ein Haar wußten, wo die hübschesten Mädchen und der beste Wein war. Aber er war damals nicht älter als achtzehn Jahre und — Jugend hat keine Tugend. Als er seine zwanzig Jahre hatte, ward er auch gesetzter, und als er auch nachher in allen drei Reichen die Huldigung erhielt, um seinem Herrn Vater in der Regierung nachzufolgen, mußten wohl ernste Gedanken über ihn kommen. Da war es, wo der König ihn nach Norwegen sandte, um die Unruhen zu dämpfen. Hier war es, wo er mit Dyveke bekannt wurde. Das Uebrige werdet Ihr uns nun erzählen."

— „So war denn der junge Fürst nach Norwegen gekommen, wie Ihr sehr richtig sagt," setzte Schwaningius seine Erzählung fort auf dieselbe Weise wie zuvor. „Aber er machte es dort sehr bunt. Erst ließ er den reingesinnten

Mann, Bischof Karl von Hammer, aufs Fürchterlichste mißhandeln, so daß der hochehrwürdigste Herr endlich vor Kummer und Krankheit starb. Es war eine gräuliche That, denn..."

— „Halt, mein Freund, davon habe ich auch Eins und Anderes gehört von den Leuten, die den Feldzug mitmachten," sagte der Officier. „Die Sache mit dem reingesinnten Mann ist nicht so ganz rein und lauter; er und der Bischof in Odense, Jens Andersen Beldenakke, der Höllenbrand" — hier kreuzte sich der Gerber mehrmals unter dem Tisch — „sie haben ihre allerliebsten Pläne vollauf gehabt im Verein mit Herluf Hyttefad, welcher den Aufruhr in Norwegen anstiftete, nachdem Steen Sture in Schweden ihn dazu beschwatzt hatte. Daß Steen Sture mehr Lust hat, König in Schweden zu sein als Reichsverweser, ungeachtet er nicht einmal so viel ist mit des Königs Willen, das läßt sich wohl begreifen. Dem Herluf Hyttefad muß man es in sein Grab nachsagen, daß er auf der Folterbank wie ein Mann lag; sie kriegten nichts aus ihm heraus wegen seiner Mitschuldigen, ungeachtet sie ihn auf alle Weise folterten, die sie nur auffinden konnten, ehe sie ihn den Kopf abhieben. Aber der junge Fürst wußte gleichwohl, was er von den beiden Bischöfen zu denken hatte, der seligen Seele auf Hammer und der in Odense, womit der König sich noch zu zausen hat. — Aber wir sollten ja von Dweke hören. Sie sah der König auf seiner Reise in Bergen, nicht wahr?"

Der junge Gelehrte hatte beinahe allen Muth verloren, seinen Bericht fortzusetzen, der so oft unterbrochen war.

Aber da der Officier ihm seine Weinkanne wieder hin schob, um ihn mit dem so eben gemachten Einwande zu versöhnen, that er einige Schlucke und fuhr so fort:

— „Als der junge Fürst endlich nach Bergen gekommen war, sollte ihm eine Ehre auf dem Rathhause angethan werden und das sollte mit Tanz und Lustbarkeit geschehen. Nun war da in Bergen ein junges Mädchen, von der ein gewaltiges Geschrei ging, weil sie so reizend war. Sie hieß Dyveke, was auf holländisch Täubchen bedeutet. Und der junge Fürst hatte genug von ihr sprechen hören, ehe er in die Stadt kam, wie sich denken läßt; deshalb ward sie und ihre Mutter zum Tanz eingeladen, obwohl Sigbrit nur eine einfache Gastwirthin war wie Hans Knaps Frau und nicht unter vornehme Leute kommen durfte. Mein Mutterbruder sah sie dort oben in Bergen und wußte wohl, daß sie ein Paar verlaufene Frauenzimmer waren, die auf Abenteuer ins Land gekommen waren. Sigbrit war nichts anderes als eine einfache Hökerin gewesen und hatte auf öffentlicher Gasse in Amsterdam in Holland gesessen und Aepfel und Nüsse feil gehabt."

— „Das nennt man sein Glück machen," sagte der Goldschmidt. „Jetzt hat sie ihr prächtiges Steinhaus auf dem Fischmarkt und die vornehmen Herren müssen draußen vor ihrer Thür stehen in Frost und Kälte und warten, ob sie aufschließen will. Ja, was sagt das Sprichwort: Kohlen giebt auch der krumme Baum?" —

— „Ja, wer nicht glauben will, daß sie ein Bündniß mit dem Teufel gehabt hat, der muß einen wunderlichen Glauben haben," sagte der Gerber. „Eine gewöhnliche

Hökerin, die auf der Gasse sitzt und nicht einmal eine Bude hat für ihre Waaren! Nein, zum Tanzen gehört meiner Treu mehr als Korkschuhe."

— „Ihr müßt mir verzeihen, Meister Spegelberg," sagte Gottfried von Ghemen, „und Ihr desgleichen, mein junger Mann, diese Erzählung von Madame Sigbrits Herkunft ist keineswegs richtig. Wenn sie eine Hökerin genannt wurde, ehe sie nach Bergen kam, so will das so viel sagen, als daß ihre Familie zu einer der adeligen Parteien in Holland gehörte, die sich darum zankten, wen sie zum Regenten haben wollten. Die eine Partei hieß die Kabeljauer und die andere die Höker. Als die Kabeljauer die Oberhand bekamen und der Krieg mit immer mehr Grausamkeit fortgesetzt wurde, schlugen sie alle die Höker todt, deren sie sich bemächtigen konnten. Einer von meinen Handelsfreunden in Deutschland hat Sigbrits Mann wohl gekannt; so viel ich mich erinnere, hieß er Johann von Naaldwyck und war einer von den Anführern der Höker gewesen. Sie mußten jedes für sich flüchten; der Mann starb in Paris, wohin er entkommen war, und die Frau machte sich davon auf einem Schiffe, das gerade von Holland nach Bergen ging. Wenn man auf die Familie Rücksicht nimmt, von der sie abstammt, konnte sie ganz wohl zu dem Ball auf dem Rathhause in Bergen zugezogen werden, obwohl sie damals zur Fristung ihres Lebens Gastwirthin war. Wäre sie nicht früher in solchen politischen Verhältnissen gewesen, in welche gewöhnliche Leute nicht eben hineingerathen, so hätte sie sich wohl nicht so gut zu benehmen gewußt bei den Aufträgen, welche ihr unser Herr König an-

vertraut hat, und so würden auch vornehme Leute außer Landes nicht so an sie schreiben, wie sie es thun, denn sie nennen sie in Briefen „Ew. Liebden" und das sagt man nur zu sehr vornehmen Personen. Na, und da bei dem Tanz in Bergen sah der Prinz zum ersten Mal Dyveke."

— „Ja, aber er tanzte nicht sogleich mit ihr," ergriff Schwaningius den Faden wieder mit Bestimmtheit, um merken zu lassen, daß er ihn sich nicht wieder nehmen lassen wolle. „Er forderte zuerst eine andere Jungfrau auf, die nahe bei ihr stand. Nachher tanzte er mit Dyveke und aller Welt war es deutlich, daß sie große Gnade vor seinen Augen gefunden hatte. Den nächsten Abend kam sie wieder zum Tanz bei dem jungen Fürsten nebst einigen andern jungen Mädchen; das hatte er denn so abgemacht mit ihr und mit seinem Hofgesinde während des Tanzes, und da ging es denn sehr lustig zu bis tief in die Nacht; und als alle andern Mädchen nach Hause gingen, blieb Dyveke auf dem Schlosse zurück, denn so war sie mit Mutter Sigbrit einig geworden, wie es geschehen sollte. Und da der Fürst nachher nach Opslo zog, bestellte er die beiden Weiber dort zu sich hin und richtete sie dort sehr prächtig in einem Steinhause ein, das er für sie bauen ließ, und so fuhr er fort zu leben zum Aergerniß und schlechten Beispiel für alles Volk. Da nachher König Hans schwächlich wurde, ließ er den jungen Fürsten von Norwegen herunterkommen; damals ward es meinem Mutterbruder und Allen, welche um den Fürsten gewesen waren, zur strengen Pflicht gemacht, nicht das Geringste von Sigbrit oder von Dyveke zu sprechen, denn König Hans

sollte glauben, daß der junge Fürst wie ein Heiliger gelebt habe. Ja, Gott beſſr' es."

— „Amen!" flüſterte der Gerber und bekreuzte ſich.

— „Aber ſobald der König in Aalborg geſtorben war — denn er hatte das Fieber bekommen, weil er beim Reiten über eine Meerenge mit dem Pferde ins Waſſer gefallen war — und als der Prinz König geworden war, ſchickte er ſofort einen Boten nach dieſen Weibern, ohne welche er nicht leben konnte. Ja, iſt das nicht erſchrecklich? Wenn man bedenkt, daß er jetzt eine ſo reizende und tugendhafte Königin hat, die eine Sohnstochter von des heiligen römiſchen Reichs Kaiſer Maximilian und eine Schweſter des Königs Karl von Kaſtilien iſt, und wenn er doch noch dieſe ſimpeln Frauensleute vorziehen kann, ſo iſt es wohl klar und deutlich, daß ſie alle ihre Macht und ihren Einfluß durch Teufelskünſte haben und daß der König offenbar von ihnen behext und bezaubert iſt. Sie müſſen auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, wie man es in vorigen Zeiten mit Hexen und Zauberinnen machte. Damals empfingen ſie was ihnen zukam, ſtatt daß ſie jetzt nur aus der Stadt gepeitſcht werden ſollen nach der neuen Verordnung, ſo daß ſie nun frei davon gehen und Unglück und Gottloſigkeit anderswo anrichten können. Aber die Strafe kommt ſicherlich über den, der der Gottloſigkeit durch die Finger ſieht, ſagt mein Mutterbruder, und der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht."

Während dieſes Verdammungsurtheiles, das der Primaner mit ſteigender Heftigkeit und mit einer Röthe im Geſicht ausſprach, welche hinlänglich bewies, wie verhaßt ſowohl der König wie Sigbrit und Dyveke in dem Kloſter

sein mußten, hatte Johann Spegelberg ein Kreuz nach dem andern für sich geschlagen, erst heimlich, nachher offenbar und zuletzt mit so eifriger Armbewegung, daß er den Bierkrug umstieß und den ganzen noch übrigen Inhalt desselben vergoß, der ihn noch eine Weile über alle die Gottlosigkeit hätte trösten können, die er anhören mußte. Da er keinen Grund mehr hatte, sich noch länger in dieser Gesellschaft aufzuhalten, machte er die Bemerkung, daß die Glocke von Sankt Nikolai bereits vor einer Weile sechs geschlagen habe. Zu einer Zeit, wo die Nacht der Eintheilung nach um neun Uhr anfing, war dies eine Aufforderung sich zu trennen. Der Primaner wollte indeß seine Vorlesung gerne fortsetzen; aber da der Gerber sich erhoben hatte, stand auch der Officier auf, welcher sich in seiner Erwartung, ganz unbekannte Geheimnisse zu hören, getäuscht sah, mit der Bemerkung, daß sie Alles, was der junge Mann ihnen erzählt habe, längst eben so gut gewußt hätten. Jetzt erhob sich auch Gottfried von Ghemen und der Schmidt und nahmen Abschied nebst den Andern, und nachdem der erstere die Zehrung für seine Gäste bezahlt hatte, wandte er sich um zu dem jungen Manne und sagte: „Wenn Ihr wirklich aus dem Studium der Geschichte ein Geschäft macht, so will ich Euch rathen, Eure Quellen zu prüfen und in Eurem Urtheil billiger zu sein. Und solltet Ihr diese meine Worte zu Herzen nehmen und einmal etwas Tüchtiges in der vaterländischen Geschichte leisten, so will ich Euch hiermit kund thun, daß Ihr heute Bekanntschaft gemacht habt mit Gottfried von Ghemen und daß er der Mann ist, der nichts lieber wünscht, als gute Bücher zu drucken. Aber ehe das

geschieht, muß noch manches Wasser am Strand vorbeilaufen und Ihr müßt Euer Blut noch mit vielem Wasser abkühlen; Ihr seid zu jung, um über einen König zu urtheilen, wie unser gnädiger Herr, und ein gutes Geschichtsbuch soll nicht mit Galle geschrieben werden."

Darauf wandte er sich von dem jungen Manne ab und ging übers Feld nach dem Ostthore zu, indem er mit dem Goldschmidt über die vielen nützlichen Anstalten sprach, die der König zum allgemeinen Besten gemacht hatte, von den neuen Verordnungen über die Handhabung der Ordnung und die gebührende Rechtspflege, über das gleichförmige Maß und Gewicht, das man zuvor nicht gehabt hatte, und über manche andere Dinge, welche Stadt und Land Christian dem Zweiten verdankten und welche die beiden Bürger interessiren mußten.

Der Primaner bückte sich tief, als er Gottfried von Ghemens Namen hörte; aber da der Buchdrucker ihm den Rücken gekehrt hatte, sah er ihm mit verdrießlichem Blicke nach und murmelte: „Das war auch noch werth, vor solchen Zuhörern zu reden! Hatten sie mich nicht selbst gebeten, ihnen Auskunft zu geben? Nachher thun sie, als ob sie Alles schon gewußt hätten." — Darauf schlenderte er nach dem Wirthshause zu, von wo sich indem ein gewaltiges Gelächter hören ließ. — Als er viele Jahre nachher König Christians des Zweiten Geschichte schrieb, hatte er des Buchdruckers Ermahnung vergessen oder ihr nicht folgen wollen, denn er hat den König gerade wie an diesem Abend geschildert. —

Während an diesem Tisch ein ernstes Gespräch über

Staatsbegebenheiten gepflogen war, hatte man an den andern Tischen allerlei Scherzreden und die jungen Leute hatten Kraftproben und andere Späße gemacht zur Ehre und Kurzweil der Frauenzimmer, wobei die Munterkeit fortwährend zugenommen hatte. Es war besonders ein Spiel, das den Zuschauern großes Vergnügen machte, ein Fastnachtsspiel, und hieß „Broteſſen und Thürenöffnen.“ Es bestand darin, daß Einer in Gegenwart zweier Zeugen einen Zwieback verzehren mußte, eine Art Rundbrot, und dazu eine Kanne Bier trinken, während ein Anderer, gleichfalls in Gegenwart von zwei Zeugen, umherlief und alle Thüren im ganzen Hause öffnete. Nachdem mehrere Spiele an diesem vergnügten Abend durchgemacht waren, schlug Einer dieses Spiel vor und fügte hinzu, daß dort am Armentische ein Mann sitze, der seine Speise mit solcher Gier verzehre, daß wohl Niemand im Wettkampfe mit ihm die Thüren werde öffnen können. Da meldeten sich denn gleich Einige, welche Lust hatten, die Probe zu machen.

Es war damals Gebrauch, daß ein Tisch für Arme und Krüppel unter freiem Himmel überall gedeckt wurde, wo es ein Festmahl gab. Der Wirth hatte nicht versäumt, einen solchen Tisch abseits vor dem Hause hinzustellen; er wußte wohl, daß die gutmüthigen Gäste ihn dadurch schadlos halten würden, daß sie alle ihre mitgebrachten Zehrpfennige bei einem so uneigennützigen Manne darauf gehen ließen. An diesem Tische nahm an diesem Abend eine kleine geschlossene Gesellschaft von drei Personen die Mahlzeit des Mitleidens ein, welche, zu Hans Knaps Ehre sei es gesagt, aus lauter guten Sachen bestand, Fleisch, Speck, Zwie-

back und gutem Bier. Alle drei ließen sich die Mahlzeit trefflich schmecken. Die eine war ein Weib mit einem schwarzen Käppchen über dem Kopfe, die den Anwesenden den Rücken zuwandte, so daß sie ihnen so gut wie unsichtbar war; der Andere war ein Mann von zerlumptem und kränklichem Aussehen, der auch eine Kappe über dem Kopfe hatte; er hatte eine Krücke neben sich. Er saß am untersten Ende des Tisches, etwas entfernt von den Andern. Der Dritte hatte seine eignen Knie zum Speisetisch gemacht. Aber diese waren auch so dazu geschaffen, daß sie über den niedrigen Tisch hervorragten, und eben deswegen hatte es der Mann wahrscheinlich vorgezogen, den Holzteller auf diesen beweglichen Speisetisch zu setzen. Die große Länge, welche seine Beine hatten, stand übrigens ganz im Verhältniß zu seinen übrigen Gliedmaßen und deshalb konnte man den Mann nicht schlecht proportionirt nennen, obwohl man ihn auch nicht wohlgestaltet nennen konnte. Er war ein ganz Theil größer als andere Menschen zu sein pflegen, seine Arme waren sehr lang und wenn er ging, reichten die Spitzen seiner großen und stets herunterhängenden Hände bis zu den Knien hinab. Seine Füße waren sehr groß und nicht vollkommen beweglich in den Knöcheln; dieser plattfüßige Gang gab seiner ganzen Haltung einen unbeschreiblichen Schwung. Das Haupt war breit und groß, selbst im Verhältniß zu dem übrigen Körper, die Augen saßen weit auseinander und hatten gar keinen Glanz, ausgenommen wenn er ein einzelnes Mal lächelte, wo dann ein seltsames Licht darin erschien, das der Grimasse, wie man sein Lächeln nennen konnte, etwas Schreckliches gab. Die Nase war sehr lang und ging oben

nieder wie ein Schnabel. Da jeder Mensch der Billigkeit gemäß die eine oder andere Schönheit besitzt, so hatte auch er die seinige, welche in einem wohlgebildeten Mund bestand mit einer Reihe der schönsten Zähne, die so ebenmäßig standen und so weiß waren, wie sie sich jede junge Dame nur hätte wünschen können. Aber diese Schönheit stand im Mißverhältniß mit allem Uebrigen und hob seine Häßlichkeit nur desto mehr hervor. Das Haar war blond und so lang, daß es auf die Schultern niederhing; schon dadurch mußte er die Aufmerksamkeit zu einer Zeit auf sich ziehen, wo langes Haar nur von adeligen Personen getragen wurde und gewöhnliche Leute kurz geschorenes Haar haben mußten. Der Ausdruck seines Gesichts war schlaffe Gutmüthigkeit. Seine Kleidung bestand in langen, grauen Beinkleidern, einem engen, wollenen Kittel, der ihm beinahe bis auf die Knie ging, und darüber einen kleinen, gleichfalls gräulichen Mantel, der kaum bis zu den Hüften reichte, hinten mit einer Kapuze über den Kopf zu schlagen, die gemeine Leute damals statt Hutes gebrauchten. Aber der Hüne trug diese nicht aus Sparsamkeit, denn er hatte einen Hut von Lammfell auf dem Kopfe. Wegen seiner schnabelartigen Nase, stumpfen Aussehens, klumpfüßigen Ganges und gewaltiger Gliedmaßen hatten ihm die Schulknaben den Namen Elephant gegeben und so ward er insgemein genannt. Er nahm diesen Namen auch gutwillig hin, konnte es aber nicht leiden, daß die Schüler ihn ins Lateinische übersetzten, was er für Spott hielt. Das thaten sie auch nicht, ausgenommen, wenn sie so weit von ihm entfernt waren, daß er sie mit seinen langen Armen nicht

faſſen konnte; denn mehr als einmal hatte ſeine gewaltige Tatze einen Jungen niedergeſchlagen, der ihm Elephas nachgerufen hatte. Von andern Leuten ward er am häufigſten der norwegiſche Kämpe genannt. Der Elephant war in des Wortes eigentlichſtem Sinne ſein eigener Mann; Niemand hatte das Mindeſte über ihn zu befehlen, er war keinem Menſchen Rechenſchaft ſchuldig, woher er kam oder wohin er ging. Ueberall fand er einen gedeckten Tiſch bei den Gaſtwirthen, denen er gerne half, eine Tracht Waſſer oder Brennholz vom Hof in die Küche zu tragen, oder eine andere kleine Handreichung that; und ohne daß er darum bat, drückte ihm oft eine oder andere mitleidige Seele einige Schillinge in die Hand in dankbarer Erkennung der eigenen Wohlgeſtalt im Vergleich mit der des Elephanten, vielleicht auch, um die ungeheure Fauſt in der Nähe zu ſehen, welche ſich über dieſem Almoſen mit einer bewunderungswürdigen Hurtigkeit ſchloß und es in der Taſche des grauen Kittels verſchwinden ließ. Madame Sigbrit, die aufmerkſam auf ihn geworden war und als abgeſagte Feindin alles Müßigganges ſogleich den wirklichen Nutzen jedes Dinges auffaßte, Madame Sigbrit hatte ihn beim Zollweſen anſtellen wollen, um den Geſchäftsleuten auf dem Zollhauſe mit ſeinen ungewöhnlichen Kräften behülflich zu ſein, aber der Elephant war träge und konnte im Winter nicht unter freiem Himmel aushalten. Da es nun gerade Winter war, als man den Verſuch machte, den Elephanten in einen Beamten umzuſchaffen, verließ er das Zollgebäude den Tag, nachdem er es zum erſten Male betreten hatte und hatte ſeitdem keinen Fuß wieder auf einen Ort geſetzt, wo er,

der norwegische Kämpe, welcher aussah, als ob er Alles mit stoischer Gleichgültigkeit ertragen könnte, vier Stunden gefroren hatte. Nach dieser Zeit trieb er sich in der Stadt umher und sorgte selber für sich; in der letzten Zeit glaubte man, daß es mit ihm nicht so ganz richtig im Kopfe sei, und diese Meinung hatte ihm einen neuen Namen verschafft, man nannte ihn nun auch Dummerfant. Aber noch hatte Niemand gewagt, ihn diesen hören zu lassen.

Es giebt zwei Dinge, welche die Ungleichheiten in den Loosen dieser Welt ausgleichen, und diese sind Spiel und Jagd, denn es giebt nicht leicht Einen, der nicht dem ächten Liebhaber dieser beiden Genüsse genügt. Daher hinderte denn auch die jungen Leute, welche Lust hatten, „Brotessen und Thürenöffnen" zu spielen, der Umstand nicht, daß ihnen ein Wettkampf mit einem Manne am Armentische angeboten wurde, und da sie hörten, daß von dem norwegischen Kämpen die Rede sei, ward der Vorschlag sogar mit großem Jubel aufgenommen. Ein junger Mann trat sofort hin vor den Elephanten, welcher gerade einen großen Knochen weglegte, und sagte zu ihm, er möchte wohl die Probe machen und mit ihm „Brot essen und Thüren aufmachen," wenn er Lust habe. Der Elephant reckte den Kopf, betrachtete den jungen Mann, ein flüchtiger Zug von Wohlbehagen spielte ihm um den Mund, er stand auf und stellte den Teller mit dem Knochen auf den Tisch. Man hatte inzwischen die nothwendigen Erfordernisse herbeigeschafft, eine Kanne Bier und einen tüchtigen Zwieback. Der Elephant, welcher sah, daß es Ernst war, näherte sich dem Tisch, nahm den Zwieback in die Hand und betrachtete ihn.

— „Nun gut, so nimm Du Dir das vor und ich will laufen," sagte der junge Mann, der ihn aufgefordert hatte. Die Zeugen wurden gewählt, ein Halbkreis von Zuschauern stellte sich um den Tisch, das bestimmte Zeichen ward gegeben. Der Gegner, ein rascher, junger Mann, lief mit seinen beiden Zeugen in Hans Knaps Haus hinein, aber er hatte kaum die Hälfte der Thüren des Hauses geöffnet, als ein jubelnder Ausruf der versammelten Menge verkündete, daß der Elephant seine Widerpart bereits überwunden hatte. Der Zwieback war unter seinen köstlichen Zähnen verschwunden und das Bier im Kruge vertrocknet wie das Wasser des rothen Meeres vor Moses. In kürzerer Zeit als ein Anderer braucht, um einen einzelnen Bissen zu verzehren, war der Elephant mit seiner ganzen Aufgabe fertig. Der Gegner ließ die Ohren hängen, als er zurückkam, und ward ausgelacht. Der Elephant veränderte keine Miene. Mehrere andere junge Männer traten zum Kampfe auf, sie hatten aber alle dasselbe Schicksal. Man wählte das stärkste Bier und die größten Zwiebäcke, aber der norwegische Held ward eben so wenig von der Kraft des Bieres wie von dem Gewicht des Brotes besiegt.

— „Das geht mit Lokes Zauberei zu," rief ein Schulknabe, „er hat Feuer im Leibe, er wird den Tisch noch mit verzehren."

— „Das ist ein Teufel von Vielfraß!" sagte ein dicker Bürger, der die gelehrte Hindeutung auf die nordische Mythologie nicht verstand. „Ich glaube eher, daß er einen leeren Brunnen im Leibe hat."

— „Elephas, Elephantis, Hurra!" rief ein anderer Schüler. Denn damals spielten die Gelehrten von der

Schulbank die Rolle unserer Gassenjungen und „waren immer mit allerlei Schalksstreichen bei der Hand", heißt es in einer alten Chronik.

Der Elephant machte plötzlich einen Schritt zur Seite, um seinem Feinde nahe zu kommen, und führte einen Schlag nach ihm; aber dies geschah mit der gleichgültigsten Miene von der Welt. Die ungeheure Faust beschrieb einen Bogen in der Luft und wäre der Junge nicht hurtig entschlüpft, so hätte er eine Ohrfeige erhalten, die ihm den Kopf herunterschlagen konnte; jetzt traf sie nur den äußersten Zipfel des zweigetheilten Schwanzes seiner Mütze, aber der Schlag war so stark, daß er die Mütze dem Jungen vom Kopfe riß und sie hoch in die Luft führte, worauf sie zur großen Belustigung der Gesellschaft in den Bach niederfiel, der der St. Annakapelle vorbeifloß, eine ziemliche Strecke hinter dem Hause. Das Gelächter der Zuschauer brachte auch eine Grimasse auf dem Gesichte des Elephanten hervor wegen des neuen Sieges, aber der Kreis um ihn her erweiterte sich, Jeder fürchtete sich, in den Bereich seiner Hand zu kommen, und da die Furcht mit reichlicher Elle mißt, so hatte man seine Armbewegungen auf eine ziemlich bedeutende Strecke in der Runde berechnet. Es schmeichelte dem Elephanten augenscheinlich, daß er ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung war, er machte wieder eine Grimasse, welche die Lustigkeit erhöhte.

— „Der Elephant muß laufen!"

— „Laßt den Elephanten die Thüren aufmachen!"

— „Jetzt werden wir sehen, ob Hans Knaps Haus etwas taugt!"

— „Der Elephant rennt es um!"

— „Er reißt das Gesims zugleich mit den Thüren heraus!"

— „Er geht durch die Wände hinein!"

— „Er kommt zum Dach heraus!"

— „Der Elephant muß laufen!"

— „Der Elephant muß die Thüren aufmachen!"

So riefen viele Stimmen unter einander, Einer trieb den Andern an, lauter zu rufen, die Burschen pfiffen auf den Fingern, die Weiber lachten, ein Stück zehn junge Männer drängten sich heran, mit ihm Brot zu essen. Während alles dieses Lärms stand der Elephant ganz ruhig, als ob es ihn nichts anginge, nachdem er durch Nicken mit dem Kopfe zu erkennen gegeben hatte, daß er die Ausforderung annehme. Endlich verstummte der Lärm.

Der Kämpe betrachtete seine Gegner mit dem Lächeln eines Siegers und sagte: „Laufen? Um was?"

— „Er hat Recht! Der Elephant hat Recht!" riefen Mehrere. „Setzt einen Gewinn aus!"

— „Für den Elephanten, für den Sieger in Hans Knaps Garten", rief ein lustiges Bürschlein aus und hielt einen leeren Becher hin, worein mehrere von den Gästen Silberpfennige warfen. Der Elephant sah in diesem Augenblicke so fröhlich aus, daß die Nächststehenden plötzlich zurückwichen. Endlich waren alle Bedingungen und Vorbereitungen in Ordnung gebracht, das Zeichen ward gegeben, der Broteſſer steckte ein großes Stück Zwieback in den Mund und wäre beinahe erstickt in einem Anfalle von Lachen, in welches er wider seinen Willen zugleich mit allen versammel-

ten Zuschauern einstimmen mußte, als er den Elephanten sich nach Hans Knaps Hause zu in Bewegung setzen sah. Es war eine absonderliche Mischung von Wackeln, Laufen und Springen, die beiden ungeheuern Aerme schlugen in die Luft wie zwei Flügel, der kleine Mantel flatterte um ihn, die langen, dunkelgrauen Beine stapften an den Seiten, er sah in diesem Augenblicke mehr wie eine ungeheure Fledermaus oder wie eine diabolische Heuschrecke aus als wie ein Mensch. Inzwischen brachten diese Bewegungen ihn in drei Sprüngen nach dem Hause, die Zeugen waren noch weit zurück, als er schon die Thürschwelle erreicht hatte und in der niedrigen Thür verschwand; es schien, als ob er plötzlich in sich selbst zusammenkröche, um durch eine Oeffnung zu kommen, die ihm sonst nur bis mitten an die Brust ging. Und gleichwohl stieß der Elephant nicht an das Thürgesims, wie vielleicht Alle erwartet hatten. Ein ungeheures Gelächter begleitete sein Verschwinden. Sein Gegner biß in den Zwieback, so gut er nur konnte; es waren Bisse der Verzweiflung, denn dieser Anfang ließ den Schluß machen, daß der Elephant eben so stark im Thüröffnen sein werde als im Brotessen — er war ein furchtbarer Gegner.

Dies brausende Gelächter war es, welches dem Gottfried von Ghemen und dem Goldschmidt auf ihrer Wanderung nach dem Ostthore noch zu Ohren kam und sie veranlaßte, wieder umzukehren und zu sehen, was die Ursache zu dieser unmäßigen Freude gewesen sei.

Aber ein Uneingeweihter hätte schwerlich daraus klug werden können bei dem Anblicke eines Haufens von Menschen, von denen manche gesetzte und würdige Männer wa-

ren, wie sie alle aus vollem Halse lachten, die Augen nach Hans Knaps Haus gerichtet, das doch nicht das mindeste Ungewöhnliche darbot. Mitten im Kreise stand ein junger Mann, welcher mit triumphirender Miene einen leeren Oelkrug in der Hand hielt mit dem Boden nach oben, so daß Jeder sehen konnte, daß nicht ein Tropfen mehr darin war. Der Zwieback war auch glücklich verzehrt. Ein Jubelruf hatte den Sieg verkündigt, aber der Elephant war noch nicht zurück.

— „Da ist er!" brachen mehrere Stimmen auf einmal aus. Aber er war es nicht, es waren die beiden Zeugen.

— „Wo ist der Kämpe?" rief Einer.

— „Wo ist der Elephant?" schrie ein Andrer.

— „Ich habe gewonnen, ich habe gewonnen!" rief der Brotesser.

— „Ja, wo ist er? Närrisch ist er!" antwortete der eine Zeuge verdrießlich. „Er war schon fertig mit allen Thüren und das, ehe Ihr gerufen hattet, so daß er gewonnen hatte; aber da plagt ihn der Böse und er fährt die Bodentreppe hinauf und machte da Halt und versteckte sich auf dem Boden. Wir haben nach ihm gerufen, aber er hat jetzt seine Mucken und nicht Lust herunter zu kommen. Und so mag er denn sitzen und hocken bis Lichtmessen, wenn er will, der Dummerfant!"

Indem erscholl ein Schrei, begleitet von einem Gepolter, der diesen beinahe übertäubte.

— „Na, nun reißt er das Haus ein!"

— „Der Elephant wiehert!"

— „Jetzt kommt der Elephant die Bodentreppe herab!"

— „Aus dem Wege vor dem Hause, jetzt fällt es!"

— „Er kommt zum Dach heraus!"

Die Thür ward aufgerissen. — „Da ist er!" riefen Alle einstimmig. „Der Elephant! Holla!"

— „Der Dummerfant!" schrie der Junge, dessen Mütze in den Bach geflogen war. Und Alle schlugen wieder ein lautes Gelächter auf. Aber es war nicht der Elephant.

Ein junger Mann von stattlichem Aeußeren trat aus dem Hause. Als er sich so von der versammelten Menge empfangen sah, legte er die Hand auf das Degengefäß und sah die Nächststehenden mit einem drohenden Blicke an, indem seine Wangen bleich waren. In dieser Stellung ging er hurtig fort und während eines plötzlichen Stillschweigens wichen die Vordersten zur Seite und machten ihm Platz, aber bald schloß sich der Haufe wieder dicht vor ihm zusammen und stand wie eine undurchdringliche Mauer.

Der junge Mann war sauber gekleidet nach der neuesten, flandrischen Mode, welche in Dänemark eingeführt war seit der Ankunft der jungen Königin, deren Gefolge die prächtigen, burgundischen Hofsitten mitbrachte, die damals allgemein im ganzen übrigen Europa Eingang gefunden hatten. Seine Kleider waren von Seide und feinem, englischem Zeuge und sein Mantel mit Pelzwerk besetzt; aber ungeachtet sein röthliches Haar ziemlich lang war, fiel es doch nicht bis auf die Schultern und ungeachtet aller Sauberkeit hielt man ihn doch nicht für einen Edelmann. Das gemeine Volk hat meistens einen gesunden Blick, seinesgleichen wieder zu erkennen. Die Ueberraschung war deshalb bald vorbei und es wäre dem Herrn, der einen hurtigen Durchgang allem Andern vorzuziehen schien, vielleicht schwer geworden,

sich einen Weg durch Drohungen zu bahnen, wenn nicht die Aufmerksamkeit bald wäre von ihm abgeleitet worden.

— „Platz! Seht Ihr nicht, daß er es eilig hat?" rief Einer von der Menge, ohne sich von der Stelle zu rühren.

— „Wer ist es? Ei, was für ein feiner Bursche!"

— „Er hat beinah so langes Haar wie der Elephant!"

— „Er ist auch eben so gut ein Edelmann wie der Elephant!"

— „Aber auch nicht besser!"

— „Es ist des Schloßhauptmanns rothhaariger Schreiber!"

— „Platz für Hans Faaborg!"

— „Platz für den vornehmen Mann!"

— „Platz, sonst zieht er vom Leder!"

Alle lachten. Sie wußten wohl, daß es sehr strenge geahndet wurde, wenn Jemand bei einer Versammlung oder bei einer Lustbarkeit das Gewehr zog, ohne mit Waffen angegriffen zu sein; sie wagten nichts bei ihrem Spott.

— „Platz für Torben Oxes Diener!"

— „Der Ochs kommt wohl selber nach!"

— „Nehmt Euch vor den Hörnern in Acht!"

Als die Thür in diesem Augenblicke wieder aufging, verstummte das Geschrei. Wenn der Edelmann diesen dreisten Spaß mit seinem Namen gehört hätte — Und wenn er gehört hätte, daß man seinen Schreiber verspottete! —

Man wich zurück und öffnete den Weg für Hans Faaborg, der durch die Menge eilte, ohne daß Jemand sich um seine trotzige Miene und seine erbitterten Blicke kümmerte. Wie eine Woge sich wieder schließt, nachdem sie von dem Kiel eines Schiffes durchschnitten ist, so wogte die Menge

wieder zusammen und schloß die Oeffnung. Aller Augen richteten sich mit scheuem Blick auf die Thür; aber es war nicht Ritter Torben Oxe, der gefürchtete, den man erblickte.

Der Elephant stand auf der Schwelle und sah sich um. Er war leichenblaß im Gesichte, die Pelzmütze drückte er zusammen in der geballten Faust, die langen, gelben Haare standen ihm wie Borsten auf dem Kopfe. Der plötzliche Uebergang bei den Zuschauern von Furcht zu Freude war im Begriff, in einen schallenden Jubelruf auszubrechen, und jetzt würde es für Hans Faaborg vielleicht bedenklich gewesen sein, der Menge zu trotzen; aber die Augen, womit der Elephant die Nächststehenden betrachtete, benahmen ihnen die Stimme; er stand ihnen zu nahe und der begonnene Ruf starb hin in einem schwachen Gemurmel, woraus man kaum die Worte vernehmen konnte: „Seht den Elephanten! Was ist mit dem Elephanten vorgegangen?"

Aber dies Mal schien es nicht, als ob die allgemeine Aufmerksamkeit dem Kämpen behaglich war. Er machte eine Bewegung, als ob er im Zweifel sei, nach welcher Seite hin er einen Sprung machen solle, um Alles zu zerschmettern, was ihm im Wege stand. Der Kreis um ihn her erweiterte sich.

— „Er sieht sich nach seinem Gewinnst um!" sagte endlich einer von den Hintersten ziemlich laut. — „Er meint, daß der Handel schlecht ist, wobei man nicht gewinnt."

— „Er sieht sich um, ob der Krug leer und der Zwieback aufgegessen ist," sagte einer von den Mittleren nur halb so laut. Der Muth war größer, je weiter sie von der Gefahr entfernt waren.

Die Vordersten sagten nicht ein einziges Wort.

Der Elephant hörte und sah nicht, seine Augen rollten über das Feld hin, als ob sie einen entfernten Gegenstand suchten. Dann stieß er einen stöhnenden Laut aus wie ein verwundetes Thier — es war eine unbeschreibliche Art von Seufzer — setzte die Pelzmütze auf den Kopf und drückte sie tief in die Augen mit einer Grimasse, welche einen unwillkürlichen Ausbruch von Gelächter hervorrief. Den Ausdruck seiner Augen, welche das Pelzwerk bedeckte, hatte man nicht gesehen. Die Munterkeit war wieder zurückgekehrt, denn man glaubte, daß der Elephant selbst lache — daß er es ihnen nur zum Spott nachmachte, wußten sie nicht.

— „Na, der kann Gesichter schneiden!“ sagte eine Frau. „Aerger als ein ordentlicher Pavian!“

— „Ja, ärger als der Teufel selbst, da er ins Weihwasser fiel“, fügte ein Soldat hinzu.

— „Für die Fratze hat er den Gewinnst verdient,“ rief ein Junge. „Heiliges Kreuz, was für ein Gesicht!“

— „Er soll den Gewinnst haben!“

— „Er soll ihn haben, weil er so schön gelaufen ist!“

— „Er muß wenigstens die Hälfte haben!“

— „Nein, gebt ihm das Ganze!“

— „Weil er so groß ist!“

— „Und weil er so schön ist!“

— „Und weil er so häßlich ist!“

— „Und weil er ein Elephant ist!“

Man hatte wieder Muth gefaßt, um seine Gutmüthigkeit zu verhöhnen. Der Sieger nahm den Becher und wollte

die gesammelten Schillinge in die Hand des Kämpen ausschütten; er hatte an der Ehre genug. Aber der Elephant hörte plötzlich auf zu grinsen, richtete sich in seiner vollen Größe auf und schlug ihm den Becher aus der Hand. Er flog weit hin auf den Boden und war ganz flach geschlagen, während der eingesammelte Gewinnst hinstob wie Spreu vor dem Winde.

Die Augen der Menge folgten dem Becher auf seiner Flucht nach dem Garten hinter dem Hause und man wäre vielleicht in einen neuen Jubelruf ausgebrochen, hätte sich nicht gerade die Pforte geöffnet, aus welcher Hans Knap heraustrat, die Mütze in der Hand, begleitet von drei Frauen, vor welchen die in der Nähe Stehenden gleich bei dem ersten Blick die Häupter entblößten.

Die eine war Hans Knaps Frau; die zweite war ein Dienstmädchen in ihrer gewöhnlichen Kleidung von grobem Tuche mit einer schwarzen Kappe über dem Kopf. Die dritte war eine ältliche Frau, gekleidet wie die wohlhabenden Bürgerfrauen; auf dem Kopfe hatte sie eine kleine Mütze von sonderlichem Schnitte mit schönen Spitzen garnirt, in der Hand ein Täschchen und ein Tuch, das man gegen Regen oder Sonnenschein über den Kopf zu schlagen pflegte. Sie war von gewöhnlicher Größe, aber sehr schlank, was ihr ein stattlicheres Ansehen gab. Ihr Haar, das unter der Mütze hervorsah, fing an grau zu werden, ihre kleinen, lebhaften Augen waren gleichfalls grau, ihr Blick durchdringend, man konnte ihn fast stechend nennen. Die Nase war scharf und gebogen, die Lippen dünn und zusammengepreßt mit einem Zuge um den Mund, welcher wie der Rest eines ehemaligen Lächelns

aussah; das Kinn war lang und gespalten, es beschloß das regelmäßige, ovale Gesicht wie ein fester Stützpunkt für den ganzen Ausdruck von Klugheit, Bestimmtheit — und vielleicht etwas Güte. Ein sehr großer und steif emporstehender Halskragen trug das ganze Haupt wie auf einer Schüssel von gesticktem Leinen.

Es war Sigbrit oder wie sie sich selbst schrieb: Seibret, nach der holländischen Aussprache von Sybrecht. Das Volk nannte sie Mutter Sibrit; ihre Feinde die Hexe Sigbrit Willums; der König nannte sie Madame Sigbrit und bisweilen Mutter Sigbrit und fremde Fürsten schrieben an sie: „Ewre Liebden, wyse und vrome Vrouv Sybrech.“ Es war Sigbrit, Dyvekes Mutter, des Königs Zollintendant und Finanzminister und, wenn das Gerücht die Wahrheit sprach — und das that es — bald der Oberbefehlshaber der Flotte.

Sigbrit hatte heute einen Besuch in Knaps Garten abgestattet bei ihrer ehemaligen Dienerin, um ungesehen Zeuge der Lustbarkeit zu sein; aber bei dem Volksauflauf um das Haus ward sie verhindert, ungesehen hinauszukommen. Das Getümmel wollte nicht aufhören und der Thorschluß war nahe.

Nachdem sie einige Augenblicke den Haufen mit strengem Blicke betrachtet hatte, sagte sie mit harter und trockner Stimme in ihrer sonderbaren Sprache, die eine Mischung war von dänischen, norwegischen und einzelnen holländischen Wörtern, aber dennoch ganz verständlich für Jedermann: „Was ist das für ein Lärm um diese Zeit Abends? Haben Kopenhagens Bürger nichts Anderes vorzunehmen als Nar-

renstreiche und Fastnachtsläufe vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht?"

— „Man sollte nicht glauben, daß man in einem christlichen Lande wäre, sondern unter Türken und Heiden," fuhr sie fort. „Die Thorwächter haben schon lange geblasen, aber Ihr habt keine Ohren. Geht nach Hause, Leute, und schämt Euch. Paßt sich das für so viele alte Personen, zu stehn und den trägen Landstreicher anzugaffen, der zu keiner Arbeit Lust hat?"

Aller Augen folgten der Richtung von Sigbrits Blicke. Der Elephant befand sich noch in derselben Stellung; er war der einzige, der ihre Gegenwart nicht bemerkte. Da er sich wieder als den Gegenstand der allgemeinen Betrachtung sah, erwachte er aus der Träumerei, womit er seinen eigenen Gedanken nachgehangen hatte. Er machte eine Grimasse, welche aber dies Mal kein Gelächter bewirkte, drückte die Mütze fester über die Augen, wandte sich um und ging langsam auf die St. Annenkapelle zu.

Sigbrit sah ihm mit ungehaltenem Blicke nach und als sie ihre Augen zurückwandte, fielen diese auf den Boden vor ihr, wo der silberne Krug noch lag.

— „Das sind saubere Gäste, die Ihr habt, Meister Hans, die gut umgehen mit dem, was ihnen nicht gehört. Und Ihr seid ein Thor, daß Ihr silberne Kannen für solche Leute anschafft, da Zinn denselben Dienst thut. Aber sie werden es hinreichend erstatten, denn es hat nicht den Anschein, als ob es hier zu Lande an Silber mangle, da sie es auf die Erde säen."

Und damit bückte sie sich nieder, hob einige von den Silberschillingen auf und legte sie auf den Tisch. Da sie sich

wieder aufrichtete, fielen ihre Blicke auf Meister Jochum, der sich wiederholentlich mit der tiefsten Ehrfurcht bückte.

— „Ihr thätet besser, auf Euern Tiegel und Euern Hammer zu passen, damit es Fortgang hätte mit des Königs Arbeit, als daß Ihr hier steht wie ein Affe unter allen diesen Thoren. Wir wollen doch sehen, was das für feine Leute sind, mit denen Ihr zusammenhaltet."

Sigbrits scharfe Augen hatten die beiden Personen am Armentische aufs Korn genommen, welche bisher ihre Abendmahlzeit in großer Ruhe mitten in allem diesem Lärm verzehrt hatten, ohne sich um die Andern zu bekümmern, welche sich Sigbrits Blicken so viel wie möglich zu entziehen suchten. Es war der Mann mit der Krücke und das Weib mit dem Käppchen über dem Kopfe. Sie trat zu ihnen hin und betrachtete sie genau.

— „Ei! Bist Du das nicht, die umhergeht und St. Brigittens Prophezeiungen über den sechsten König verkündet, der nichts als Unglück leiden und ein Ende mit Schrecken nehmen soll? Höre, Weib! Ich will Dir verkünden, was Sigbrit prophezeit ohne Sieb und andere Künste, und das soll in Erfüllung gehen an denen, welche die Hexe spielen wollen für einfältige Menschen, und das, ehe Du es denkst. Kommst Du mir noch einmal vor Augen, so sollst Du aus der Stadt gepeitscht werden, wie Du es verdienst. Geh hin zu denen, die Dich abschickten, und sag ihnen, daß wir keine Hexerei und Lug und Betrug brauchen, wenn er auch noch so sehr mit Weihwasser eingesprengt ist."

Das Weib neigte sich tief und machte sich davon in derselben Richtung wie der Elephant.

— „Und Ihr, welche Handthierung treibt Ihr? Gesicht in die Höhe, Mann, und nehmt die Kappe vom Kopfe! Wenn Ihr krank und gebrechlich seid, so müßt Ihr einen Schein von der Obrigkeit haben, um Almosen zu begehren. Kopf in die Höhe! Ich dachte es wohl. Es ist ja Sodom und Gomorrha hier draußen vor dem Ostthor, Jeder thut, was er will. Ihr gehört nach St. Georgens Haus und doch geht Ihr ohne Stock und Klapper! Es ist kein Wunder, daß die Andern toll sind, wenn man nicht einmal Ordnung halten kann unter den Aussätzigen. Wollt Ihr die Stadt anstecken und verpesten, daß Ihr nicht die Leute aufmerksam macht, wenn Ihr Euch naht? Habt Ihr eine Hand zum Betteln, so habt Ihr auch eine Hand zum Klappern. Ihr solltet, bei allen Heiligen, selbst die Klapper auf dem Rücken fühlen, so elend Ihr seid, wäre es nicht Sünde, einen Stock mit dem Aussatze anzustecken. Ist es doch, als ob weder König noch Obrigkeit im Lande wäre, Meister Gottfried", fuhr Sigbrit fort, indem sie sich an den Buchdrucker wandte, den einzigen, welcher ihr nicht dieselbe sklavische Unterwürfigkeit bezeigt hatte wie die Andern. Der Bettler benutzte den Augenblick, um sich zu entfernen. Alle wichen ihm erschrocken aus. Mit der einen Hand hielt er die Krücke, in der andern hatte er einen kleinen Stock, womit er auf ein flaches Stück Holz schlug, das an die Krücke festgebunden war. Dieser klappernde Schall konnte in weiter Entfernung gehört werden.

— „Die Lustigkeit kann leicht etwas übertrieben werden, wenn viele Menschen sich zum Vergnügen versammeln," sagte Gottfried von Ghemen entschuldigend. „Ich bin selbst

heute herausgekommen, um zu sehen, wie der Sommer empfangen wird. Für uns in den Gassen der Stadt wird es Sommer und Winter, ohne daß man merkt, wie schön die Natur sich umkleidet. Man muß ins Freie hinaus, um sich darüber zu freuen, wie herrlich Gott die Welt schuf."

— „Das muß wahr sein, Meister Gottfried, daß Ihr allezeit eine Entschuldigung in Bereitschaft habt für Tollheiten; deswegen ist Euer Sohn auch stets bereit, verrückte Streiche zu machen, wie ich höre. Ihr solltet ihm den Zügel ein Bischen anziehen."

— „Mein Sohn ist jung," antwortete der Buchdrucker gekränkt, „und Jugend und Weisheit sind nicht immer in Gesellschaft. Inzwischen ist er dies Mal doch gescheidter gewesen als sein Vater und manche Andere, die noch klüger sind, denn ich sehe ihn hier draußen nicht."

Sigbrit ward durch diese Worte erinnert, daß sie selbst der Lustbarkeit beigewohnt hatte. Sie antwortete dem Buchdrucker nicht, sagte aber mit einer gewissen Würde: „Man soll nicht vergessen, daß Arbeit wichtiger ist als Ruhe und daß unser Herr Gott die Obrigkeit in der Welt eingesetzt, damit man ihr gehorche in guter Ordnung. Wir haben zwei Bürgermeister und vier Rathsherren hier in der Stadt, aber die Leute thun doch, was sie wollen. Das war nicht so zur Zeit, wo Hans Metzenheim Buchbinder Bürgermeister war; aber Mogens Saxeson und sein Kollege, die schlafen einen guten Schlaf. Und die Stadtmannschaft, die sieht man nie, wo sie sein sollte. Aber morgen soll der Stadtvogt mir Rede stehen, so wahr er Christoph Dirikson heißt. Sie sollen doch nicht Alle Erlaubniß haben zu schlafen!"

Wie begossen entfernte sich die Menge allmählig, Niemand hatte gewagt, die Stimme zu erheben gegen die mächtige Sigbrit. Erst als sie weit fort waren, murmelten sie leise unter einander und nannten sie die holländische Hexe. Der Zug war wunderlich anzusehen. Erst kam eine dichte Schaar Bürger und Frauen, dann war eine lange Strecke des Weges ganz leer, die der Bettler inne hatte und wo er mit seiner Krücke davon humpelte unter fortgesetztem Geklapper auf dem Holze. Sodann kam wieder eine Schaar Bürger, zu Ende derselben Meister Jochum der Goldschmidt und Johannes Schwaningius, der seinen Begleitern wunderliche Geschichten von Mutter Sigbrits Hexenkünsten erzählte, und nach einem abermals ziemlich langen Zwischenraume zu allerletzt Madame Sigbrit und Gottfried von Ghemen, denen Sigbrits Dienstmädchen folgte.

In dieser Ordnung zogen sie zum Ostthore hinein und es war hohe Zeit, denn einen Augenblick darauf fiel das Fallgitter nieder, die Zugbrücke des Grabens wurde aufgezogen und nun lag Hans Knaps Garten so öde wie in einer Wüste.

Bald nachher rief der Wächter neun, die Nacht breitete schon ihren Schleier über Kopenhagen, Geräusch und Geschäftigkeit hatten aufgehört, jedes Licht war erloschen und das Reich der Träume begann.

Einige Geschichtschreiber haben es als einen Beweis der Einfachheit der damaligen Zeit herausgehoben, daß eine so mächtige und angesehene Dame wie Sigbrit allein zur Stadt hinausging mit einer Magd. Ich halte es vielmehr für einen Beweis ihrer Sparsamkeit. Vielleicht fühlte

sie sich auch sicher genug durch die Würde, welche sie in ihr Auftreten zu legen wußte. Ungeachtet sie wohl wußte, daß sie nicht beliebt war und daß man ihrem Einflusse manche von des Königs gewaltsamen Veränderungen zuschrieb, hatte sie doch damals noch keinen Grund zur Besorgniß für ihre persönliche Sicherheit. Es war erst mehrere Jahre nachher, daß sie außerhalb des Stadtthores, wo sie der Heerschau des Königs beiwohnen wollte und wo sie keine andere Begleitung hatte als ihre Magd, von einigen Bauern aus Sonnenberg überfallen wurde, welche sagten: „Nun soll sie Schimpf erleben, die den König regiert," und sie in die Peblingsee warfen. Der König kam des Weges geritten, ließ ihr heraushelfen und sie nach der Stadt bringen, während er den Bauern nachsetzte. Aber als sie nach dem Nordthore kam, schossen die Soldaten auf sie. Sie trafen sie jedoch nicht und sie kam unbeschädigt heim. Daß sie den Adeligen diese Verschwörung zuschrieb, welche den Bauern das Leben kostete, darin mochte sie vielleicht Recht haben. Aber damals war der Haß gegen Sigbrit auch weit stärker als am Sommersanfang im Jahre 1516, als sie die Kopenhagener vor sich her trieb wie eine Heerde Gänse.

Der norwegische Kämpe.

Vor vielen Jahren wohnten ein Paar Eheleute in einem kleinen Orte in der Nähe von Bergen in Norwegen. Sie waren lange verheirathet gewesen und schon bei Jahren, ohne Kinder zu haben, und das betrübte sie sehr. „Wären die Heiligen doch nur so gnädig gewesen, uns ein Kind zu geben," sagte die Frau. „Das wäre uns ein Trost und eine Stütze in unserem Alter gewesen."

— „Kinder machen oft mehr Kummer als Freude," antwortete der Mann. „Sehn wir sie nicht stolz zu Pferde, so sehn wir sie auch nicht nackt auf der Erde. Blutsverwandte sind oft unverträglich und Geschwisterzank macht Seele und Leben krank, das ist ja bekannt genug. Wir haben nicht viel einzubrocken und hätten wir viele Kinder, so wären wir jetzt arm und könnten nicht für sie sorgen und das wäre uns ein noch größeres Leid gewesen, sie im Mangel zu sehen. Sagt doch das Sprichwort: „Kinder ohne Brot ist eine große Noth."

— „Aber ein Kind würden wir schon durchbringen, nur ein ganz einziges, kleines. — Es soll einen Heiligen geben,

der einen so schweren Namen hat, ich glaube, er heißt Sankt Babianus, der soll so gut sein, einem ein Kind zu verschaffen, wenn man ihn anruft."

— „Es sind wunderliche Namen, die die Heiligen haben," sagte der Mann.

Und da er eben so sehr ein Kind wünschte wie seine Frau, so hatten sie manche Nacht in der Stille die Heiligen darum angerufen. Und die nächste Nacht begegneten sich die schweigenden Wünsche der beiden Eheleute in einem gleichzeitigen Gebete zu Sankt Babianus.

Da war große Freude — ehe ein Jahr ablief, hatte die Frau einen Sohn geboren.

— „Sankt Babianus soll sein Schutzpatron sein," sagte der jubelnde Vater.

— „Ob wir ihn nennen nach dem lieben Heiligen?" sagte die Mutter. „Aber das dürfen wir wohl nicht. So soll er denn bestimmt Aslak heißen nach Dir. Heiliges Kreuz, was ist der kleine Junge niedlich!"

— „Ja, klein ist er sicherlich."

— „Wie groß willst Du denn, daß ein neugeborenes Kind sein soll? Das laß nur gut sein, Mann, er wird schon wachsen und es wird noch einmal etwas Großes aus ihm werden mit seines Heiligen Beistand."

Die Mutter hatte Recht — aus dem k l e i n e n K i n d e ward der g r o ß e norwegische K ä m p e.

— „Seine Arme sind lang genug, dächte ich," fuhr die Mutter fort, „darüber können wir uns nicht beklagen, und seine Hände sind auch nicht zu klein."

— „Das ist gut," sagte der Vater, „er soll ein tüch-

tiger Handelsmann werden, da weiß er doch, womit er seine Pfennige zusammenscharren soll."

— „Meinst Du nicht, daß er ein Mönch werden sollte?" sagte die Frau. „Sie haben es doch nirgends so gut wie in den Klöstern."

Der Mann schüttelte den Kopf, der Plan behagte ihm nicht so gut wie sein eigener.

— „Ein artlicher, guter Mensch soll er werden; mag es ihm dann gehen, wie unser Herr Gott es bestimmt," sagte die Mutter. „Amen!" sagte der Vater. Und der Segen der Aeltern ging in Erfüllung. — Sie konnten sich nicht satt an ihm sehen. „Nein, die Hände sind nicht zu groß," sagte der Vater, „da ist die Nase eher ein Bischen zu lang."

— „Die Nase! — Wo willst Du hin? Soll er denn stumpfnasig sein? Mein gesegneter Junge! Alle Heiligen mögen seine Nase beschirmen!"

Und die lieben Aeltern küßten und streichelten ihn. Der Vater schlug ein Kreuz über seine Hände, die Mutter über sein Gesicht. Aslak war ein geduldiges Kind, er fand sich in Alles.

Als er sieben Jahre alt war, hatte er keine Aeltern mehr, sie waren an einer pestartigen Krankheit gestorben, die beinahe alle Einwohner des kleinen Ortes fortraffte. Aslak war eins von den wenigen, übrig gebliebenen, lebendigen Geschöpfen; man fand ihn und brachte ihn nach Bergen, wo ein weitläufiger Verwandter von der Mutter genöthigt ward, sich seiner anzunehmen. Hier ward er zugleich mit des Mannes eigenen Kindern erzogen, das heißt,

er erhielt Erlaubniß, an den täglichen Mahlzeiten Theil zu nehmen, und wehe ihm, wenn er zu viel aß; er bekam die abgelegten Kleider der andern Kinder und Prügel, weil er so schnell herauswuchs. Denn die einzige Anlage, welche der Knabe verrieth, war die, ein Kämpe zu werden. Er war groß und stark, wuchs alle Tage, sah ganz anders aus als andere Menschen, ward überall verspottet und bisweilen geschlagen, denn er war sehr gutmüthig. Dadurch ward er still und verschlossen, gab sich nicht mit Andern ab und trieb sich meistens an einsamen Stätten umher; oft fand man ihn schlafend tief zwischen Felsen. So war er aufgewachsen. Da kam ein fremder Kaufmann nach Bergen, der damals einen ausgebreiteten Handel im Auslande hatte. Er sah den Kämpen und kaufte ihn seinem Pflegevater ab, nahm ihn mit zu Schiffe und führte ihn fort, um ihn anderswo mit Vortheil zu verkaufen an irgend einen vornehmen Herrn, der einen Kämpen in seinem Gefolge haben wollte; denn Kämpen oder Zwerge waren damals sehr gesucht von vornehmen Herren und er hatte damals nichts so Auffallendes in Gang und Mienen, was ihm als Kämpen an Werth hätte schaden können. Aslak fand auch bald einen Käufer, aber dieser ward bald seiner überdrüssig, denn er war trotzig und schwermüthig und nicht im Stande, eine fremde Sprache zu lernen. Da verschenkte ihn sein Herr an einen dänischen Edelmann, Herrn Hans Bilde, der gerade auf der Heimreise nach Dänemark war.

Aslak kam mit seinem neuen Herrn nach Kopenhagen. Hier fand er zwar nicht seine lieben Felsen wieder, aber doch eine Sprache, die seiner eigenen glich. Freilich war sein

Schicksal nicht viel günstiger; denn da er bei jeder Gelegenheit sein Vaterland auf Kosten anderer Länder erhob und von nichts sprach als von dem großen, norwegischen Dowregebirge, dem einzigen in Norwegen, das er zu nennen wußte, so bekamen ihn die andern Dienstleute satt und hänselten ihn beständig. Und da er bisweilen seine Riesenkräfte gebrauchte, um sie sein norwegisches Uebergewicht fühlen zu lassen, so artete dies bald in offenbaren Haß gegen ihn aus. Dieser brach am Abend zuvor los, ehe sein Herr in königlichen Geschäften nach Norwegen abreisen sollte, als die Dienerschaft sich versammelt hatte, um den letzten Abend zu feiern, den sie in Kopenhagen zubrachten.

Aslak jubelte und frohlockte, er war ordentlich gesprächig, er hätte die ganze Welt an sein Herz drücken können. „Ihr seid Alle meine Freunde!" rief er aus und reichte die große Faust rund umher. „Ich halte von Euch, als wäret Ihr meine Brüder, ja, als wenn Ihr Normänner wäret." Er lud Einen nach dem Andern ein, mit ihm zu trinken, er wollte sie Alle bewirthen und that es zum Theil auch, bis sein eigener Kopf ihm schwer ward und die Andern betrunken waren. Der alte Zwiespalt über Norwegens Vortrefflichkeit erneuerte sich und Aslak pries wieder das Dowregebirge und das alte Norwegen als das einzige auf Erden und darauf leerte er einen ungeheuren Krug alten Meth bis auf den Boden.

Der Meth war zu stark gewesen, Aslak lag unter dem Tische. Er war nun wehrlos in der Gewalt seiner Feinde.

— „Laßt uns nun den norwegischen Bär knebeln!"

— „Und ihm das Gesicht schwärzen!"

— „Laßt uns ihm die Haare abscheeren!“

— „Laßt uns Abrechnung mit ihm halten für alle die Püffe, die er uns gegeben hat!“

— „Und für die, die wir von ihm zu erwarten haben, wenn er nüchtern wird!“

— „Laßt uns ihm sein Dowregebirge auf den Kopf geben, daß es ihm leid wird, davon zu predigen!“

Und nun folgte ein Strom von Schmähworten, womit sie ihr Blut noch mehr zum Kochen brachten.

Aslak ward gebunden, so daß er sich nicht rühren konnte. Er leistete nur schwachen Widerstand. Sie schnürten ihm die Füße mit einem dünnen Strick so fest zusammen, daß das Blut heraussprang und die Knöchelsehnen abgeschunden wurden. Der Eine gab ihm einen Stoß, der Andere einen Tritt, Alle wollten dabei sein und mit jedem Stoß und Tritt wurden sie wilder und grausamer. Der Gemißhandelte suchte sich zu erheben, er richtete sich auf mit den gebundenen Händen, aber einer von den Burschen ergriff statt eines Knittels die Bank, worauf er gesessen hatte, und schlug ihn auf den Kopf; es scholl, als ob zwei Steine gegen einander geschlagen würden.

— „Das ist das Dowregebirge,“ brüllte er und äffte seine norwegische Sprache nach.

Aslak öffnete die Augen bei diesem fürchterlichen Schlage, starrte ihn einen Augenblick an mit brechendem Blick und schloß sie dann wieder.

— „Bei allen Heiligen, schlag ihn nicht todt!“

— „Es kommt kein Blut. Er hat nicht mehr bekommen, als er gut vertragen kann. Aber aus seiner Reise nach

dem Dowregebirge darf morgen nichts werden; ist er einmal da gewesen, so wird es nicht zum Aushalten sein."

Und nun nahmen sie Aslak und trugen ihn in stiller Nacht in eine andere Gasse, lösten seine Bande und legten ihn draußen vor ein Haus hin, wo das pythagoräische Fünfeck über der Thür hing; sie wollten, es sollte so aussehen, als ob er in dem Wirthshause bei einer Schlägerei verwundet worden wäre.

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang reiste Ritter Hans Bilde nach Norwegen ab in königlichen Geschäften. Die Bedienten sagten, der Kämpe sei in der Nacht fortgelaufen. —

Sie hatten Aslak in einer von den weniger besuchten Gassen niedergelegt, wo einzelne Häuser ungefähr von derselben Bauart wie Hans Knaps Haus zur Seite von Kohlgärten lagen, die mit geflochtenen Zäunen eingefriedigt waren, einige mehr nach hinten, andere mehr nach vorn, ohne alle Regelmäßigkeit. Hier lag er im Schutze von einem der kleinen, vorspringenden Dächer, die den Eingang zu den meisten Häusern bildeten und so weit in die Gasse hervorstanden, daß diese oft so schmal wurde, wenn ein gleiches Vorgebäude gegenüberstand, daß kaum noch ein Wagen Platz hatte vorbei zu fahren. Das erste Wesen, das am nächsten Morgen den Aslak liegen sah, war ein Schwein — denn damals liefen die Schweine frei auf den Gassen, der königlichen Verordnung zum Trotz, wo sie stets zu fressen fanden in den Haufen von Schmutz, womit die zum Theil ungepflasterten Gassen angefüllt waren. — Das Thier fuhr ihm mit seiner feuchten Schnauze

ins Gesicht, beroch ihn, stieß ihn und ließ ihn dann liegen, um sich mit dem Aas eines Hundes zu beschäftigen, das dem Aslak zum Kopfkissen diente. Endlich kam eine alte Frau und noch eine, man öffnete Fenster und Thüren und sah hinaus in den frischen Morgen und bald hatte sich ein ganzer Kreis um den sterbenden Kämpen versammelt, Männer und Weiber, die durch die sonst stille Gasse ein Jeder seinem täglichen Geschäfte nachgingen.

— „Er ist so todt wie ein Hering," sagte die alte Frau, die zuerst gekommen war und das Schwein weggejagt hatte.

— „Er ist aus wie ein Licht," sagte eine andere. „Was hilft Stärke und Kraft, wenn die Stunde geschlagen hat. Für den Tod kein Kraut gewachsen ist."

— „Aber es sieht aus, als ob er ihm plötzlich über den Hals gekommen wäre," sagte ein Mann, „er ist ja todtgeschlagen. Seht, der Kopf ist ihm ganz schwarz von Blut unterlaufen! Ja, der Tod will seine Ursache haben."

— „Das haben sie in der verdammten Schenke gethan und dann haben sie ihn wie ein anderes Aas hinausgeworfen. Da ist immer Lärm und Zank. Aber das kommt davon. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Ich kann manche lange Nacht kein Auge zumachen, denn ich wohne hier in der Gasse, muß ich Euch sagen. Da kann eine ehrliche Frau von Glück sagen, wenn sie einmal Ruhe hat. Gott und den Heiligen sei es gelobt, denn jetzt wird es ihnen wohl schlecht gehen."

— „Und da haben sie ihm gar einen todten Hund zum

Kopfkissen gegeben. Herr Jesus, da mag er ohne Beichte und Absolution hingefahren sein!"

— „Sie haben ihm ordentlich erst die Füße eingeschnitten, daß er ihnen nicht hat weglaufen sollen, die Bösewichter!"

— „Sonst ist er anständig gekleidet. Es sieht aus, als wenn er vornehmen Leuten gehörte. Aber wie er doch groß und lang ist! Seht, Mutter Lene, seht seine Beine an!"

— „Es ist gewiß ein Kämpe oder so etwas. Wenn nur nicht Zauberei dabei ist. Kämpen und Zwerge, denen kann man Alles zutrauen."

— „Er ist vielleicht nicht todt, er thut wohl nur so. Ave, Maria sanctissima!"

— „Fühlt ihn an, ob er kalt ist!"

— „Ja, schönen Dank, Mutter Sire, thut es nur selber. Wer dem Feuer zunächst steht, verbrennt sich zuerst."

— „Pfui! Wie der Hund stinkt! Es ist doch nicht mehr als billig, daß der König verboten hat, solches Luder auf die Gasse zu werfen."

— „Na, die Gasse mag er rein halten! Aber wenn er uns in den Häusern Vorschriften machen und uns zwingen will, jeden Sonnabend Tische und Bänke zu scheuern, so plagt er uns damit, trotzdem, daß er König ist."

— „Könntet Ihr nicht ein Bischen Wasser anschaffen, um ihn damit zu besprengen? Vielleicht kommt er zu sich," sagte ein Lastträger.

— „Ja, Du mein Gott, es ist weit hin bis zum Brun-

nen nach Wasser und hin und her ist der Weg für Einen so lang wie für den Andern."

Der Mann sah die Straße hinunter, aber der Weg schien ihm zu lang, er blieb stehen und sah Aslak an wie alle die Andern. Ein dicker Graubrüdermönch ging langsam über die Gasse; sein fettes Gesicht bildete ein einziges, wohlbehagliches Lächeln. Bei dem Anblick der Versammlung blieb er einen Augenblick stehen, indem er nach den verschlossenen Fensterladen seines kleinen Hauses hinschielte, das dem Wirthshause gerade gegenüber lag und welches das Ziel seiner frühen Wanderung gewesen war.

— „Was giebts hier, Leute?" fragte er und fügte mit Salbung hinzu: „Dominus vobiscum, meine Kinder."

— „Da ist ein Mann, der todt und gestorben ist; sie haben ihn wohl todtgeschlagen da im Wirthshause in der Nacht."

— „Requiescat in pace!" sagte der Mönch andächtig und faltete die Hände. „Es stehet geschrieben, daß, wer das Schwert zieht, der soll durch das Schwert umkommen. Oremus! Wir wollen beten für seine Seele wie gute Christen und dann unser Tagewerk beginnen in des Herrn Namen."

Die alten Weiber neigten sich vor dem Mönch, der weiter ging, nachdem er ein Kreuz über Aslak geschlagen hatte.

— „An Mönchssegen ist wenig gelegen! Bei so Einem sucht Ihr vergebens Hülfe — ja, wenn Ihr bezahlen

könnt," sagte ein Soldat und spie hinter dem Mönch aus. „Seht, wie der scheinheilige Graubettler dahin geht! Seinetwegen kann der Mann da liegen, bis er verfault wie der Hund und von den Schweinen gefressen wird."

Und damit richtete er ihn auf und setzte ihn gegen die Mauer. Die veränderte Stellung brachte Leben in Aslak, er rührte die eine Hand.

— „In dem ist noch Leben," sagte der Soldat. „Pocht an das Wirthshaus und laßt sie für ihre Gäste sorgen. Pocht, derweil ich ihm den Kopf in die Höhe halte. Könnt Ihr denn nicht anpochen, zum Teufel?"

— „Ja, damit die andern Mörder herauskommen," sagte Einer. „Nein, so dumm bin ich nicht."

— „Kommt erst Leben in ihn, so wird der lange Laban nicht gut zu bändigen sein," sagte ein Anderer.

— „Kommt, Mutter Diriks, es taugt nicht, so lange zu stehen, bis die Stadtsoldaten kommen und fragen, wie er ums Leben gekommen ist. Mitgefangen, mitgehangen, sagt das Sprichwort."

— „Ihr habt Recht, Mutter Lene. Mag über Gewalt klagen, wem Gewalt geschehen ist. Jeder hat genug mit sich selbst zu thun. Thäten die Leute das, so würden nicht so viele todtgeschlagen werden bei Nachtzeiten."

Es war, als ob diese Aufforderung an Alle gerichtet gewesen wäre. Der Haufen zerstreute sich, der Soldat legte ihn wieder auf die Erde und sein augenblicklich erwecktes Mitleid hatte ein Ende. Das Schwein, welches sich

etwas abseits in eine Pfütze geworfen hatte, als ob es seine Leute kenne, erhob sich langsam und träge, um bei dem Hund und dem Kämpen aufs Neue zu Gaste zu gehen.

Innerhalb des kleinen Hauses mit den geschlossenen Fensterladen, das dem gegenüber lag, vor welchem Aslak und der todte Hund sich befanden, hatte indeß eine alte Frau so eben ihren letzten Seufzer ausgestoßen. Nach langwieriger Schwachheit hatte sie Tags zuvor ein Schlagfluß getroffen. Ein heilkundiger Bruder aus dem Kloster der grauen Brüder war schnell herbeigerufen, hatte der Kranken etwas eingegeben, aber das Mittel hatte den Tod nicht abhalten können. Nachdem er mit frommem Eifer ein junges Mädchen getröstet und umarmt hatte, die allein bei der Kranken war, der er Gesundheit verhieß, ging er endlich fort mit dem Versprechen, sofort die Verwandten der Kranken von deren Zustand zu unterrichten; selbst wollte er den nächsten Morgen wiederkommen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Hätte das junge Mädchen für Anderes als für die Kranke Aufmerksamkeit gehabt, so hätte es ihr nicht entgehen können, daß der Besuch mehr ihr als irgend einem Andern galt. Der Mönch vergaß die Verwandten über den Gedanken an das Mädchen, sie erhielten keine Nachricht und nach einer langen in Erwartung und Verlangen zugebrachten Nacht gab die Frau ihren Geist auf.

Die scharfe Nase und das spitze Kinn warfen seltsame Schatten über das Gesicht der Leiche, wenn die Nachtlampe, welche auf dem Ofen in einem Winkel des kleinen Gemaches stand, ihre Flamme hob und senkte, die dem Erlöschen nahe war. Das junge Mädchen saß am Fenster, die Hand unter

dem Kinn und betrachtete die Todte. Ihr Gesicht trug Spuren von mehr als einer durchwachten Nacht; der Leiche geschlossene Augen und fromm gefaltete Hände sowie das Gebetbuch, das ihr unter das Kinn gelegt war, gaben Zeugniß von ihrer emsigen Pflege. Außer ihr war eine alte Katze das einzige lebende Wesen im ganzen Hause. Die Katze saß auf dem Tische im Hintergrunde des Zimmers, die Pfoten unter sich zusammengezogen und die gelbgrünen Augen fest auf ihre verstorbene Herrin gerichtet, als ob sie sich des Verlustes bewußt wäre, den sie so eben erlitten hatte.

Die murmelnden Stimmen draußen und die Schritte der Fortgehenden weckten das junge Mädchen aus ihren schwermüthigen Betrachtungen. Sie erhob sich, legte ihre Hand segnend auf die Stirn der alten Frau, strich die alte Katze freundlich den Rücken hinunter, als ob sie sie trösten wollte, blies das Licht aus und öffnete den Fensterladen.

Der klare Tag strömte in das Gemach und das Licht fiel auf das Gesicht der Entseelten. Der schwache Schein von Leben, welchen das röthliche Lampenlicht ihr hin und wieder mitgetheilt hatte, verschwand, des Todes bleichgelbe Farbe ward doppelt deutlich und als ob der Tag ihr erst recht offenbarte, was die Nacht ihr geraubt hatte, brach sie in einen Strom von Thränen aus. Die Katze verließ ihren Sitz und strich sich sachte aufwärts an ihrem Kleide, um ihre Freundlichkeit zu erwiedern.

Diese Berührung brachte sie zu sich selbst, sie trocknete die Augen, öffnete das Fenster und blickte zur klaren, blauen Luft empor. Mit gefalteten Händen stand sie einige Augenblicke und verrichtete wahrscheinlich ihr Morgengebet, denn

die Lippen bewegten sich. Die schönen, braunen Haare, welche in zwei Flechten über der Stirn lagen unter einer einfachen, aber zierlichen Haube, und die schwarzen Wimpern, welche bis zur Wange hin reichten, als sie die Augen schloß, um nicht in ihrer Andacht gestört zu werden, hoben die Bleiche ihres Gesichts noch mehr. Man konnte in Versuchung gerathen, den zu beneiden, welchen sie in ihr Gebet schloß, so fromm und liebreich war der Ausdruck ihrer Mienen.

Als sie ihr Gebet geendigt hatte, sah sie auf und bemerkte Aslak. Sie erschrak, schlug die Hände zusammen und trat vom Fenster zurück — sie stand zwischen zwei Leblosen, von denen der eine alt, schwach und hingewelkt, der andere jung, kraftvoll und gewaltsam umgebracht war. Aber diese düstre Nacht hatte sie gelehrt, was der Tod war; sollte sie ihn da fürchten bei dem klaren Sonnenschein? Und Jener war vielleicht kein Todter, sie konnte sich den Tod nicht ohne Gebetbuch und gefaltete Hände denken. Sie sah wieder zum Fenster hinaus, in Angst und beinahe in Verzweiflung, daß Niemand sich des Unglücklichen annahm. In diesem Augenblicke machte Aslak eine Bewegung, die eine Hand griff krampfartig nach dem Herzen und sank dann matt nieder. Er stieß einen tiefen und stöhnenden Seufzer aus — es war vielleicht der letzte ——— die Gasse war noch leer, weit hinweg gingen die Unbarmherzigen, die ihn eben verlassen hatten; sie sahen sich ab und zu um, ob Jemand wohl so unvorsichtig wäre, sich mit einer Sache abzugeben, die ihm Ungelegenheit machen konnte. Da sie keine Hülfe in der Nähe sah, schloß sie das Fenster, öffnete die Thür und trat furchtsam hinaus auf die Gasse.

Die Sonne stieg aufgehend in ihrem vollen Glanze empor und als ob sie das Mädchen aufmuntern wollte, ihren christlichen Vorsatz nicht aufzugeben, ergoß sie in diesem Augenblick das milde Licht ihrer ersten Strahlen über Aslaks bleiches Gesicht.

Da lag er, gemißhandelt und leblos, wahrlich ein Gegenstand des Mitleids, aber zugleich des Abscheus; denn seine zerlumpten Kleider, sein schwarzblauer, geschwollener Kopf und seine blutigen Füße, beschmutzt von Schlamm und Unrath und in einer beinahe unvermeidlichen Berührung mit dem stinkenden Aas eines Thieres, Alles dies war hinreichend, selbst einen Muthvollen abzuschrecken.

Aber das junge Mädchen hörte nur die Stimme des Mitleids. Sie lief in das Haus und kam schnell zurück mit einer Schale Wasser und einem Tuche; sie kniete bei ihm nieder, richtete ihm den Kopf in die Höhe, nicht ohne Grausen über die kolossalen Verhältnisse seines Gesichts, wusch ihm die Schläfe und drückte ihm die Nase mit dem durchweichten Tuche. Da er noch kein Lebenszeichen von sich gab, lief sie wieder zurück, holte ein Gefäß mit Essig oder einer andern starken Säure und wandte diese mit solcher Unermüdlichkeit an, daß es ihr endlich glückte, ihn ins Leben zurück zu rufen. Aber der starrende Blick aus diesen beiden großen, hervortretenden Augen war so schrecklich, daß es sie beinahe gereute, ihn so weit gebracht zu haben, daß er die Augen aufschlug; sie rief unwillkürlich: „Jesus, erbarme Dich!" — und hätte sein Kopf nicht in ihrem Schooß gelegen, so wäre sie gewiß geflohen und hätte ihn der Obhut aller guten Geister empfohlen. Doch dies Gefühl war nur

augenblicklich. In einer Zeit, wo Schlägereien bei Schmäusen und bei Lustbarkeiten so sehr zur Tagesordnung gehörten, daß selten ein Fest ohne Blutvergießen ablief, war es das Geschäft der Frauen, Verwundete zu verbinden und zu pflegen, und das schöne Geschlecht erhielt dadurch frühzeitig Kenntniß von dem, was bei solchen unglücklichen Umständen zu thun war.

Aslak schloß die Augen wieder und mit Zittern und Zagen setzte sie ihr Liebeswerk fort. Mit großer Anstrengung gab sie ihm eine andere Lage, etwas weiter entfernt von dem stinkenden Aase; aber durch diese Bewegung verschlimmerte sie augenscheinlich den Zustand des Kranken und er versank wieder in lange Ohnmacht, aus der sie ihn gerade wieder gebracht zu haben glaubte, als sich Schritte in der Gasse hören ließen. Sie kamen näher. Drei Männer mit Spießen in den Händen blieben vor der ungewöhnlichen Gruppe stehen, einem leblosen Manne, dessen Kopf in dem Schooße eines jungen, todtbleichen, knieenden Mädchens lag, und einem Mastschwein, das unter behaglichem Grunzen einen todten Hund verzehrte.

Das junge Mädchen erschrak heftig und warf einen ängstlichen Blick nach ihrem Hause hin. Ach, von dort konnte sie ja keine Hülfe erwarten, da sah es leer und fremd aus; in der Eile hatte sie die Thür in das Schloß geworfen und sich selbst ausgesperrt. — Sie brach in Thränen aus.

— „Die Heiligen mögen uns beschützen!" brach der eine von den Stadtwächtern aus. „Haltet Ihr so des Königs Frieden in dieser Gasse?"

—„Weißt Du nicht, daß eine Strafe darauf steht, wenn dergleichen Mädchen ihre eigne Gasse verlassen, welche die Obrigkeit Euch zu Eurem Handwerk angewiesen hat?“ sagte ein anderer. „Mich dünkt, daß Dein Hals noch zu zart ist, um schon das Halseisen zu proben. Das ist ein hübsches Mädchen, mein Seel, aber sie treibt ein schlechtes Gewerbe. Sie sehen Alle den weißen Arm, aber Niemand den magern Darm. Es ist fast Sünde, hart mit ihr zu sprechen. Das arme Ding!“

— „Das ist wohl ihr Schatz,“ sagte der dritte. „Aber es ist ein höllenlanger Kerl, den sie sich ausgesucht hat. Ich dächte, Du hättest mit einem zufrieden sein können, der ein Paar Ellen kürzer gewesen wäre.“

Das junge Mädchen antwortete nicht, sie hielt die Hände vor die Augen und weinte. Die alten Weiber, Lastträger und Kriegsknechte kamen wieder zurück und nun begann ein Geschwätz für und wider, das gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Niemand konnte den mindesten Aufschluß geben, aber Jeder wollte seine Vermuthungen mittheilen. Während dieser Verwirrung kam Aslak wieder zu sich und es waren dies Mal vielleicht die warmen Thränen des jungen Mädchens, welche ihn weckten. Er schlug die Augen auf, erhob die Hand matt nach dem Kopfe, stieß einen tiefen Seufzer aus, sah sich verwundert um und richtete den Kopf in die Höhe. In diesem Augenblicke stieß seine Stirn an des jungen Mädchens Hand, sie nahm die Hände vom Gesicht und der Kämpe sah in ein Paar Augen, welche ihm wohl den Glauben einflößen konnten, daß ein Engel des Himmels ihn in seinem Schooße ins Paradies

trage. Und da sie, ihre Lage beinahe vergessend, indem ausrief: „Die Heiligen seien gepriesen, daß er lebt!“ war eine solche Innigkeit in ihrer klangvollen Stimme, daß sie nicht allein Aslak durchbebte, sondern auch die Stadtmannschaft rührte und die geschwätzigen, alten Weiber für einen Augenblick zum Schweigen brachte.

Der Kämpe faltete die Hände, starrte ihr ins Gesicht und bewegte die Lippen — er betete zu ihr wie zu einer Heiligen.

Aber die plötzliche Bewegung war bald vorüber. Die Stadtmannschaft bestand darauf, daß das junge Mädchen ihnen zum Stadtvogt folgen müsse. Es half nichts, daß sie versicherte, sie wisse nichts davon, wie der Verwundete in diesen Zustand gekommen sei, sie sei ehrlicher Leute Kind, ihr Jammern und Bitten half ihr nichts. Ein junges Mädchen, das nirgends hin gehört — das ist allzu verdächtig; denn daß sie behauptete, in das Haus gegenüber zu gehören, wo Niemand aufschließen wollte trotz allem Pochen, das konnten sie nicht glauben, so wenig wie ihrer Versicherung, daß Niemand im ganzen Hause sei, der aufschließen könne. Sie mußte den Soldaten folgen, welche doch so mitleidig waren, nicht Hand an sie zu legen. Unterstützt von den Lastträgern und Kriegsknechten, nahmen sie Aslak, welcher bei dieser unsanften Berührung wieder ohnmächtig wurde, auf die Schultern unter Schwüren und Verwünschungen über seine Größe und sein Gewicht, die alten Weiber folgten hinterdrein und so setzte sich der Zug Schritt vor Schritt in Bewegung.

In der gekrümmten Allgasse kam ein anderer Zug

den Handlangern der Gerechtigkeit entgegen. Vier stattliche Herren ritten auf stolzen Rossen an der Spitze des Zuges; sie lachten und spaßten und sprachen so laut, daß sie selbst die heiligen sieben Schläfer hätten aufwecken können. Aber es ging schon auf fünf Uhr und um diese Zeit schlief Niemand mehr. Hinter den Herren ritt ihre Dienerschaft. Einige hatten Armbrüste und Jagdspieße in den Händen, Andere hielten Falken auf dazu eingerichteten Handschuhen oder Hunde an der Koppelschnur. Der Zug sperrte beinahe die ganze Straße.

An einer engen Stelle in der Gasse begegneten sich die beiden Züge. Die Ritter ließen nicht ab, auf die versammelte Menge loszureiten, welche sich dicht an die Häuser drückte, um ihnen Platz zu machen; aber da die Stadtwächter mit Aslaks großer Körpermasse kamen, mußten beide Züge Halt machen, denn nun war die Gasse zu schmal.

—„Heda! Leute! Macht Platz! Ich glaube, die dummen Teufel haben keine Augen im Kopfe!" sagte der eine Ritter, indem er die Peitsche schwang, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben.

Das war der stolze Ritter, Herr Ivar Lunge, welcher vor Kurzem heimgekommen war, nachdem er lange als Kriegsmann in Deutschland, Spanien und Burgund gedient hatte. Sein Name war bekannt geworden wegen seiner Tapferkeit, die ihm eine Menge goldener Ketten von Königen und Fürsten verschafft hatte, und wegen seiner Pracht, die so weit ging, daß sein Roß sogar Goldketten mit großen Schaupfennigen bei festlichen Gelegenheiten am Halse trug.

— „Willst Du Deinen Ruhm vermehren und Dir eine neue Kette verdienen durch einen glorreichen Sieg über Weibsvolk, so hast Du hier Gelegenheit,“ sagte sein Nachbar, indem er die Hand ausstreckte, um ihm am Gebrauch der Peitsche zu hindern.

Es war sein Bruder, der kluge Vincentius Lunge, der einen großen Ruf hatte wegen seiner Gelehrsamkeit und welchem die Auszeichnung in der Geschichte zu Theil geworden ist, daß er „als einer der Ersten betrachtet wird, welche den Grund zum Gedeihen der Wissenschaften in Dänemark legten.“

Ritter Ivar ließ die Peitsche sinken und spornte sein Pferd stillschweigend mitten ins Gedränge. Ihm folgte sogleich ein anderer Herr mit solcher Hurtigkeit, daß man hätte glauben mögen, er mißgönne es dem Ivar Lunge, den Schwarm zuerst zu durchbrechen. Dies war ein niederländischer Edelmann, Herr Jörgen Tengnagel, der ins Land gekommen war, um dem König bei dem bevorstehenden Kriege gegen das aufrührerische Schweden seine Dienste anzubieten.

Der vierte Ritter machte Halt und betrachtete den seltsam zusammengesetzten Zug. An seinen prächtigen Kleidern und an seiner stolzen Haltung konnte man sehen, daß er keinem der Uebrigen an Range nachstand. Es war ein schmucker Mann, gegen dreißig Jahre alt, hoch- und wohlgewachsen, der zu Pferde saß wie ein Centaur und um sich her blickte mit freundlichem Lächeln, das jedoch des Hochmuths nicht frei war, welchen ein Edelmann damaliger Zeit fast pflichtmäßig zur Schau trug.

— „Beim Jupiter,“ sagte er lachend — denn es war damals unter den jungen Herren Mode, bei den heidnischen Göttern zu schwören — „beim Jupiter, wenn das nicht Herrn Hans Bildes schläfriger Kämpe ist, so bin ich nicht Torben Oxe. Er hätte besser gethan, seinem Herrn bei dessen Auftrag nach Norwegen zu folgen, als hier auf dieser Leute Schultern zu liegen. Wo habt Ihr den mächtigen Wallfisch gefangen?“

Die Stadtsoldaten bückten sich demüthig vor dem Schloßhauptmann auf Kopenhagens Schloß und berichteten, was sie von der Sache wußten, und da das nicht viel war, faßten die alten Weiber Muth, eine nach der andern, und kramten ihre Vermuthungen aus. Es schien die Ritter zu kurzweilen und endlich sprachen sie Alle auf einmal.

— „Und dieses Kind hat den Kämpen todtgeschlagen, vermuthe ich?“ sagte der Schloßhauptmann.

Das junge Mädchen sah ihn erschrocken an; sie glaubte darin eine Anklage zu hören und begegnete einem lächelnden Gesichte. Erröthend schlug sie die Augen nieder — es wäre ihr vielleicht lieber gewesen, einem strengen Blicke zu begegnen, als der Gegenstand des Scherzes der Ritter zu sein.

— „Ich könnte es ihm mißgönnen, von einer so zarten Hand gefallen zu sein,“ fuhr der Schloßhauptmann fort. „Mein Seel, ich wünsche mir kein besseres Schicksal. Nein, wenn er auch ein Holophernes ist, so läßt sich mit einem halben Auge sehn, daß sie keine Judith ist.“ — Und damit wandte er sein Pferd, um weiter zu reiten. Aber da die Soldaten indem das junge Mädchen anstießen, um sie zu bedeuten, daß der Zug sich wieder in Gang setzen solle, wandte der

Schloßhauptmann sein Pferd um. Dieser beinahe unmerkliche Stoß bestimmte ihr Schicksal.

— „Halt!" sagte er. „Wollt Ihr das Mädchen mit dem Kämpen zusammen begraben? Beim Saturn, sie ist zu gut für ihn. Wo wollt Ihr mit ihr hin?"

— „Zum Stadtvogt, strenger Herr Schloßhauptmann. Sie hat sich gegen des Königs Verordnungen vergangen, der Stadtvogt mag ihre Strafe bestimmen."

— „Nein," sagte Torben Oxe, „der Stadtvogt mag sich mit dem Kämpen begnügen. Seht einmal das allerliebste Gesicht, Ritter Lunge, sagt mir, ob Ihr nicht findet, daß es selbst eines Königs Herz zum Pochen bringen könnte. Ich weiß nicht, wo ich vorher meine Augen hatte, aber je länger ich sie betrachte, desto reizender kommt sie mir vor."

Die Ritter folgten der Aufforderung des Schloßhauptmanns und so wandten sich nun die Blicke der ganzen Schaar auf das Mädchen. Unter den alten Weibern war nicht eine einzige, die sich nicht angestrengt hätte, sie zu betrachten.

Sie hatte nicht gewagt aufzublicken, aber sie fühlte, daß jedes Auge sie bewachte, und ihre Wangen erglühten vor Scham.

Torben Oxe hatte Mitleid mit ihrer Verwirrung und sagte zu der Stadtmannschaft: „Bringt sie heim zu ihren Verwandten, Ihr dummen Teufel. Könnt Ihr nicht sehen, daß das Mädchen zu gut ist, um die Straße entlang geschleppt zu werden mit einem todten Mann und einem Haufen alter Weiber?"

Ein dankbarer Blick des jungen Mädchens belohnte

den mächtigen Beschützer, welcher diesen mit einem freundlichen Lächeln erwiederte.

— „Was? Säumt Ihr? Seid Ihr taub?"

— „Strenger Herr Schloßhauptmann, der Stadtvogt..." stammelte einer der Burschen und kratzte sich hinter den Ohren.

— „Was Stadtvogt! Ich kümmere mich nicht mehr um Euren Stadtvogt und um alle Eure Rathmänner zusammengenommen als um eine Heerde Krähen. Ich kann selbst Stadtvogt sein und sie verhören und das wohl eben so gut wie der pudeldicke Christoph Dirikson. Ihr sollt meine Beisitzer sein, edle Herren, das Gericht hat hier seinen Platz auf meinem Bucephalus. Wie heißest Du und wem gehörst Du an, mein Kind?" fragte er das Mädchen halb im Spaß und halb im Ernst. Und da sie noch schwieg, fügte er mit einem Ausdruck von Treuherzigkeit hinzu, der allen Spaß aus seiner Frage verbannte: „Fasse nur Muth, Dir soll gewiß nichts Uebles widerfahren; es ist Torben Oxe, dem Du zu rechter Zeit begegnet bist. Sag mir, was Du von diesem Manne weißt und wer Deine Aeltern sind."

Die Thränen kamen dem jungen Mädchen in die Augen. Die Hülflosigkeit ihrer Lage drängte sich ihr mit einer Gewalt auf, die sie beinahe überwältigte, indem sie stammelte: „Ach, Herr Ritter, ich habe keine Aeltern. Ich bin allein in der ganzen weiten Welt! —— Mein Pflegevater ist Hans Knap, der einen Garten besitzt vor dem Ostthore. Es war seine Schwester, die alte Wittwe Sara Mogens in der Hakenbrückstraße. Bei der bin ich gewesen und habe sie in ihrer Krankheit gepflegt, da sie ganz allein war; aber die

vorige Nacht starb sie wie eine gute Christin, denn Pater Eliá, der unser Beichtvater ist, hat sie gestern besucht und ihr das Sakrament gereicht. Und da ich so ängstlich war, allein zu sein in der Nacht, schloß ich das Fenster auf und da sah ich denn, daß es Morgen war und daß da ein Mann gerade gegenüber lag, und es war Niemand da, der ihm half."

Und nun erzählte sie weiter mit Unterbrechungen, wie sie von den Stadtsoldaten ergriffen und fortgeführt worden war.

Die Ritter betrachteten sie mit mehr oder weniger Theilnahme, aber Torben Oxe sagte bewegt: „Armes Mädchen, das heißt hart geprüft werden in so jungen Jahren. Vom Todtenbett ins Gefängniß in einer Nacht! Und Alles das zum Lohn für Menschenliebe!"

Aber als ob solche Gemüthsbewegungen nur flüchtig bei ihm wären, fügte er hinzu: „Beim Jupiter, hier haben wir einen Beweis von der Schädlichkeit des Mitleidens, an den ich mich erinnern werde, wenn mein gutes Herz mit mir davon laufen will." — Und nachdem er einige Augenblicke das junge Mädchen betrachtet hatte, welches ängstlich zu ihm empor sah, sagte er zu den Stadtsoldaten: „Bringt dem Stadtvogt den todten Mann, aber die lebendige Jungfrau laßt Ihr gehen, so wahr ich ein Ritter bin. Komm," fuhr er mit Güte fort, „dieser alte Mann soll Dich mit meinem Gruß zu Deinem Vater vor dem Osthore bringen. Und der Stadtvogt und der Rath soll Dich schon in Frieden lassen. Es wäre gescheidter, Räuber und Mörder in Gewahrsam zu nehmen als junge Mädchen."

— „Edler Herr Ritter — — —"

Das junge Mädchen war nicht im Stande, ihre Danksagung zu beenden. Die Stimme versagte ihr.

— „Geh, mein Kind," sagte Torben Oxe, „ich will es für eine gute Stunde halten, daß ich Dir begegnet bin." — Darauf gab er seinem Falkenmeister einen Wink abzusteigen und nahm ihm selbst den Handschuh mit dem Falken ab. Der alte Mann nahm das Mädchen bei der Hand und das Rittergefolge, welches die ganze Gasse sperrte, machte Platz und schloß sich wieder hinter der Befreiten wie eine schützende Mauer.

Die Stadtsoldaten sahen einander an, sie wußten nicht, was sie thun sollten gegen einen solchen Eingriff in die Rechte der Obrigkeit. Aber der Schloßhauptmann wandte sich an sie und sagte mit blitzenden Augen, indem er die Hand drohend erhob, welche den stolzen Vogel trug: „Ich will den sehen, der es wagt, einen von Torben Oxes Leuten anzugreifen, und wenn ich hundert Meilen von hier wäre."

Darauf warf er das Pferd herum und die Ritter ritten langsam durch die Menge, bis sie wieder offene Gasse vor sich hatten; da jagten sie in vollem Galopp davon, daß das Feuer von den Steinen stob.

Das Volk hatte einen Kreis gemacht um die Stadtsoldaten und die Lastträger, welche nahe daran waren, nieder zu sinken unter ihrer schweren Bürde. Einige Augenblicke herrschte die tiefste Stille, bis endlich ein altes Weib einen tiefen Seufzer ausstieß und sagte: „Das ist, wie das Sprichwort sagt: Je edler das Blut, je wilder der Muth."

— „Der Bock weiß, daß er Hörner hat," sagte ein Anderer.

— „Das heiß' ich Höllenbränden begegnen, diesen Rittern," sagte der eine Stadtsoldat. „Bei unserer amtlichen Pflicht! Und die Stadtobrigkeit, der der Schloßhauptmann nicht das Mindeste zu befehlen hat!"

— „Nein, nicht das Allergeringste!"

— „Ja, und der König selbst nicht!"

— „Ja, und nicht einmal Mutter Sigbrit!"

— „Der König steht auf Seiten des gemeinen Mannes. Er hätte nicht so gehandelt."

— „Ja, der König würde es nicht geduldet haben, wenn er es gesehen hätte. Der König will, daß Gesetz und Recht für Jedermann sein soll."

— „Da geht er hin mit dem Mädchen."

— „Sie sind noch nicht über den Amagermarkt hinüber. Man könnte sie noch einholen."

— „Es ist nur ein Mann. Und viele Hunde sind des Hasen Tod."

— „Und er ist alt. Er hat bloß ein Jagdmesser an der Seite."

— „Und Ihr habt Eure langen Spieße."

— „So könnte der Stadtvogt Urtheil nach Recht sprechen. Ich will darauf sterben, daß es lauter Lügen waren, die sie dem Schloßhauptmann einbildete."

— „Ja, und ich will meinen neuen Rock wetten, daß sie nicht da zu Hause gehört, wo sie sagte."

— „Ordentlicher Leute Kinder halten nicht mit Dieben und Mördern zusammen."

— „Sie kann gut und gerne ihn mit todtgeschlagen haben — wenigstens hat sie doch darum gewußt."

— „Nun sind sie bald beim Ostthor. Noch könnte man sie immer fassen.“

— „Der Schloßhauptmann ist gewiß lange zum Westthore hinaus; und aus den Augen, aus dem Sinn.“

— „Er ist wohl nicht so streng, wie er aussieht. Bellende Hunde beißen nicht.“

Aber kein Fuß rührte sich von der Stelle. Der Eine wollte lieber als der Andere, daß sein Nachbar, wie man sagt, die Kastanien aus dem Feuer hole.

Endlich sagte Einer: „So! Nun sind sie beim Thore. Nun kann man ihnen nachpfeifen.“

— „Hat der Teufel die Schafe geholt, so hätte er den Bock auch holen mögen,“ sagte der bedachtsame Bursche. „Was soll der Stadtvogt mit dem todten Mann? Und dabei ist er so schwer wie zehn andere, der lange Goliath.“

— „Aber er lebt vielleicht noch.“

— „Um so mehr, was soll der Stadtvogt denn mit ihm machen? Nein, hier ist nicht Friede und Ordnung in der Stadt. Man darf nicht einmal seine Amtspflichten ausüben. Kommt der Torben Oxe mir wieder in die Quere, so mag er sich in Acht nehmen. Ich bin nicht der Mann, der sich so zwei Mal behandeln läßt.“

— „Es ist nicht gut, mit den Vornehmen Kirschen zu essen, sie werfen einem die Steine ins Gesicht,“ sagte sein Amtsgenosse. „Respekt vor der Gewalt und wenn sie in einem Hundeschwanze säße. Laß Du den Ochsen laufen, er läuft sich wohl noch einmal die Hörner ab, dann läßt sich davon reden.“

Dieser Spaß belustigte die Leute, sie lachten alle recht

herzlich und das Ansehen der Stadtsoldaten war gerettet. Sie wurden nun darüber einig, dem Stadtvogt die Sache zu verschweigen und den Kämpen in das Kloster der grauen Brüder zu bringen, weil es der nächste Ort war, wo er Hülfe und Pflege finden konnte. Der Zug wandte sich um nach der Klosterstraße, Aslak ward bis zur Klosterpforte von der ganzen Schaar begleitet und an die Mönche abgeliefert. Und dann ging Jeder heim.

Und nicht einmal der „ehrsame und wohlvernünftige Magistrat" selbst hätte einen besseren Entschluß fassen können. Die Mönche brachten Aslak wieder ins Leben, der eine lange Zeit in ihrem Krankenhause zubrachte und endlich das Kloster geheilt verließ. Aber er behauptete halsstarrig, daß nicht die Mönche, sondern ein Engel ihn gebadet und gepflegt und ihm das Leben gerettet habe. Und von dieser Zeit an sagte man von ihm, daß es mit ihm nicht richtig im Kopfe sei. —

Unter den Gästen, die gewöhnlich Hans Knaps Garten besuchten, war auch des Schloßhauptmanns Schreiber, Hans Faaborg. Er verschwärmte und verschwelgte seine meiste Zeit und war bei den gemeinen Leuten wegen seiner Hastigkeit und seines Trotzes und bei den Vornehmen wegen seiner heuchlerischen Aufdringlichkeit unbeliebt. Aber im Wirthshause war er ein willkommener Gast, denn er verzehrte manchen blanken Thaler, zog die reichen Bürgersöhne ins Haus und spielte hoch. Man erzählte sich viel davon, woher er das Geld habe zu diesem Schlaraffenleben; Einige meinten, er betröge den Schloßhauptmann, Andere glaubten, daß er es vom Könige bekomme, in dessen Gunst er sich

einzuschmeicheln gewußt hatte. Auch bei Madame Sigbrit hatte er sich Zugang verschafft; sie brauchte ihn bisweilen bei ihren Geschäften, weil er schlau war und sich in alle Verhältnisse zu schicken verstand.

Aber wenn gleich Herr Hans Knap als Gastwirth den Hans Faaborg als einen seiner besten Kunden gern sah, so betrachtete er ihn doch nicht mit gleichen Augen als Pflegevater der reizenden Anna, eines Findelkindes, das er zu sich genommen hatte, hieß es, weil seine Ehe kinderlos war; und es war ihm deswegen keineswegs lieb, daß Faaborg jede Gelegenheit benutzte, mit dem jungen Mädchen zu sprechen und sie mit Versicherungen seiner Zuneigung zu belästigen. Er wußte zur Genüge, daß des Schloßhauptmanns eingebildeter Schreiber ganz andre Pläne für seine Zukunft haben mochte, als sein Pflegekind zu heirathen, und der schlechte Ruf, worin Hans Faaborg stand, veranlaßte ihn, auf der Hut zu sein.

Anna, so hieß das junge Mädchen, wie die Heilige, deren Kapelle dicht an ihres Pflegevaters Hause lag, sah den Hans Faaborg nicht ohne Widerwillen. Wären nicht schon seine matten, grauen Augen, seine bleichen, feisten Wangen und sein röthliches Haar ihr zuwider gewesen, so mußten doch sein schlemmeriges Aussehen und sein leichtsinniges Geschwätz jedes ehrbare, junge Mädchen abstoßen. Sie verbarg sich so viel wie möglich, aber das machte ihre häusliche Lage unbehaglich. Ihr Pflegevater war jetzt zum zweiten Mal verheirathet. Sigbrits ehemalige Dienerin hatte eine zu gute Schule durchgemacht, um nicht das Nützliche über

Alles in der Welt zu setzen, und Anna deswegen zu haben, damit diese, wie sie sagte, „zum Staat dasäße, während das Haus voll von Leuten sei und man alle Hände voll zu thun habe und das dumme Ding sich bald vor dem Einen, bald vor dem Andern scheue," darein konnte sie sich nicht finden. Da Hans Knap nicht Mann genug im Hause war, um seinen Willen durchsetzen zu können, so hatte er mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, welche sich ihm darbot, sie auf eine andre Weise ferne zu halten, daß er ihr erlaubte, seine Schwester, die alte Wittwe Sara Mogens zu pflegen, welche ganz allein wohnte und der es sehr wohl that, Jemanden um sich zu haben, da sie an einem zehrenden Übel litt. Aber hier war sie nur kurze Zeit, da die Krankheit der Wittwe plötzlich einen schnellen Verlauf nahm und in wenigen Tagen deren Lebenslicht erlosch. Da Hans Knap die Richtigkeit der Bemerkung seiner Frau einräumen mußte, daß sie vielleicht Gefahr liefen, in einen Rechtshandel mit dem Stadtvogt zu gerathen, wenn der kranke Mann im Graubrüderkloster sterbe, und daß es deswegen am besten sei, Anna eine Weile zu entfernen, so gab er, da sich gerade Gelegenheit dazu darbot, seine Einwilligung und Tags darauf, nachdem des Schloßhauptmanns Falkenmeister Anna heimbegleitet hatte, segelte sie über den Sund mit einem von Hans Knaps Verwandten, welcher nach einem Besuch in Seeland zu seinem Eigenthum in Schonen zurückkehrte. Hier lebte sie still und eingezogen; aber da ihr neuer Pflegevater wissenschaftlich gebildet war und Anna zum Lesen Lust hatte, erwarb sie sich in kurzer Zeit eine Bildung, wie sie damals selbst nicht einmal bei vornehmen Damen

gewöhnlich war. Aber es lag in ihrem bescheidenen Charakter, daß sie ihre Kenntnisse nicht zur Schau trug, und nur an ihrer Redeweise merkte man, daß sie mehr wußte, als man nach ihrer Lage von ihr hätte erwarten können.

So verliefen beinahe zwei Jahre. Da ward ihr zweiter Pflegevater und Lehrer durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd getödtet. Der Tod vertrieb sie aufs Neue aus ihrem stillen Hain und warf sie in das Getümmel der Welt zurück. Aber in diesen zwei Jahren war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Die Legenden und Rittergeschichten, die sie durch einander gelesen hatte, ihres Pflegevaters Erzählungen und das abgesonderte Leben, das sie zu Hain und Thal hinzog, um allen phantastischen Träumen nachzuhängen, hatten ihrer Gemüthsart eine Mischung von Festigkeit und Schwärmerei gegeben, von reifer Klugheit in einigen Stücken und kindlicher Unwissenheit in andern, das ihr unsäglich reizend stand.

Hans Knaps Ehefrau war jetzt noch weit mehr als zuvor dagegen, ein voll erwachsenes, hübsches Mädchen zur Vergleichung in ihrem Hause zu haben, und hätte sie am liebsten nach dem Blocksberg geschickt, wenn sie es gekonnt hätte. Da Hans Knap dies Mal ungewöhnlich halsstarrig war und sich keineswegs überreden lassen wollte, seine Hand von dem Mädchen abzuziehen, sondern sie durchaus daheim behalten wollte, so ward endlich Frieden geschlossen unter der Bedingung, daß man suchen wollte, sie baldmöglichst als Zofe bei einer vornehmen Dame unter zu bringen, vielleicht mit Sigbrits Hülfe bei Jungfrau Dyveke oder

bei der jungen Königin; inzwischen sollte sie oben auf der kleinen Dachkammer wohnen, nachdem sie für sie in Stand gesetzt wäre, und gar nicht unter die Gäste kommen; und damit ihr die Zeit nicht lang werde — sagte Hans Knap — und damit sie ihre Beköstigung verdiene — sagte seine Frau — sollte sie vollauf mit Handarbeiten für das Bedürfniß des Hauses versehen werden. Aber hätte die letztere gewußt, daß das reizende Mädchen, das bei ihrer Abreise noch ein halbes Kind war, jetzt als eine voll aufgeblühte Schönheit zurückkehre, so würde sie schwerlich unterlassen haben, das Äußerste aufzubieten, um ihres Mannes Halsstarrigkeit zu besiegen.

Nachdem man diese Vorbereitungen getroffen hatte, kam Anna von Schonen zurück und nahm ihr ärmliches Dachkämmerchen in Besitz, mit dem Fenster nach dem Strande zu und dem grünen Laubgewölbe über dem Dache. Sie kannte nichts Niedlicheres als dieses Kämmerchen und als sie einige Tage vor dem ersten Mai ihre wenigen mitgebrachten Legendenbücher auf einem kleinen Brette unter einem Heiligenbilde, dem Geschenke eines ehrwürdigen Geistlichen in Schonen, aufgestellt hatte, sank sie auf die Knie und dankte Gott in einem inbrünstigen Gebet, daß er sie unter so manchen Schickungen beschirmt und sie, die Älternlose, gute Menschen habe finden lassen, die sich ihrer wie eines eigenen Kindes angenommen hätten. Und da sie wieder aufstand und aus dem kleinen Fenster über den Sund hin sah, dessen Wellen im klaren Sonnenscheine glänzten, während die Vögel im Laube über ihrem Kopfe zwitscherten und von Zweig zu Zweig hüpften und lange Hälse machten,

als ob sie mit ihrer neuen Hausgenossin Bekanntschaft machen wollten — da konnte man sich nicht leicht ein froheres und glücklicheres Gesicht denken als Annas. Alle Noth und Sorge war vergessen, die Welt lächelte rund um sie her und Alles versprach ihr eine glückliche Zukunft. Sie hatte selbst des Schloßhauptmanns verhaßten Schreiber Hans Faaborg vergessen — der bisher auch nur selten an sie gedacht hatte, aber jetzt gerade unglücklicher Weise von einer Wasserfahrt mit einigen seiner Freunde zurückkam und Anna am Fenster erkannte. Sie aber sah die jungen Männer nicht, sie sah hinauf in die lebendige, grüne Welt zwischen den Zweigen über ihrem Kopf und dachte an die kleinen Vögel.

Während am folgenden Tage die Bürger Zuschauer waren bei den Lustbarkeiten draußen vor Knaps Hause, saß Hans Faaborg in der vornehmeren Gaststube mit einigen seiner Freunde, jungen, reichen Bürgersöhnen, unter welchen sich auch der junge Franz Ghemen, der Sohn des Buchdruckers, befand. Aus der überlegenen Miene, welche Faaborg gegen sie annahm, und aus der Unterwürfigkeit, womit sie seine Anmaßung duldeten, ging deutlich hervor, daß sie glaubten, er habe die Wahrheit gesagt, als er ihnen erzählte, wie viel er bei dem Könige gelte, der ihn nicht entbehren könne und ihm nächstens die Einkünfte eines der besten Kanonikate in Roeskilde schenken oder vielleicht gar seine Einwilligung geben werde, daß er sich mit „einer gewissen mächtigen Dame" verheirathe, welche ihn in eine noch glänzendere Stellung bringen werde. Hans Faaborgs Freunde fanden sich sogar darein, als er ihnen zu verstehen gab, daß es ihm jetzt, wo das Gelag vorbei war,

am liebsten sein würde, wenn sie ihn verließen und zwar gleich, da er Lust habe, ruhig zu schlafen auf dem einzigen Ruhebette, das im Zimmer war, und um ihnen zu beweisen, daß es ihm Ernst damit sei, warf er sich auf die Bank hin, legte die Hände unter den Kopf und schloß die Augen. Einen Augenblick nachher war er allein.

Sobald sich die Thür hinter dem Letzten geschlossen hatte, stand er auf, horchte noch einen Augenblick und ging dann mit leisem Tritt ans Fenster. Von hier konnte er einen Theil des Blumengartens hinter dem Hause übersehen. In dem kleinen Lusthause saß Hans Knaps Hausfrau im Gespräch mit einer fremden Frau; Hans Knap wartete ihnen auf, die Mütze in der Hand, und zeigte sich als aufmerksamer Wirth gegen den Gast seiner Frau, indem er immer hin und herging zwischen dieser kleinen Gesellschaft und der lärmenden Versammlung außerhalb des Gartens. Etwas abwärts von den Beiden saß das Dienstmädchen der Fremden und half einer der Hausmägde bei wirthschaftlichem Geschäft. Nachdem Faaborg Alles dies bemerkt hatte, zog er sich zurück, ordnete seinen Mantel mit selbstzufriedenem Lächeln, ließ die Finger durch das rothe Haar gleiten, um ihnen die Lage zu geben, die damals Mode war, und öffnete vorsichtig die Thür. In zwei Sprüngen hatte er unbemerkt die Bodentreppe erreicht und machte erst Halt vor der Bodenkammer. —

Anna war so eben müde geworden, hinaus zu sehen auf den Schwarm, den dieses — Einreiten des Sommers in die Stadt — außerhalb des Hauses ihres Pflegevaters ver-

sammelt hatte. Ihre eigenen, stillen Gedanken hatten bei Weitem mehr Anziehendes für sie als das ganze, bunte Gewimmel, das ihr gleichgültig war. Sie verließ das kleine Dachfensterchen, aus welchem sie hinter einem aufgehängten Sonnenschleier hinausgeguckt hatte, und zog sich in ihr kleines, liebes Gemach zurück, um sich in eine andre Welt hinzuträumen, weit entfernt von der, welche um sie her war.

Man kann sich nicht leicht etwas Bescheideneres denken als Annas Kämmerchen, das kaum acht Fuß im Geviert hielt und dessen größter Reichthum das Fenster mit seinen sechs grünen Glasscheiben war. Aber die Poesie, die jedes junge, unschuldige Mädchen umgiebt, hatte ihren Stempel auch gedrückt auf ihr kleines Bett, auf ihren Bücherrück mit den Legendenbüchern und dem frischen Maizweige, der seine grünen Blätter über das Heiligenbild streckte, auf den hölzernen Stuhl am Fenster und auf den kleinen Tisch, wo ihre Arbeit lag. Und diese Poesie mußte heute in die Augen fallend sein selbst für den ganz prosaischen Menschen, denn das friedliche, halbdunkle Licht, welches in die Kammer fiel von dem grünen Laubschirm außerhalb des offenstehenden Fensters, und die weite Aussicht über die rollenden Wellen des Sunds und des Himmels mächtiges Gewölbe zauberten den Gedanken unwillkürlich in eine Einsamkeit, die nicht ohne eine gewisse Erhabenheit war.

Anna saß auf dem Stuhle vor dem Fenster und säumte ein leinenes Tuch, das vor ihr auf dem Tische lag. Ihre kleine Haube hing am Fensterhaken und die hübschen, braunen Locken konnten nach Gefallen um ihre Wangen flattern und ihren Hals bedecken. Es war nicht das schmächtige, bleiche,

weinende Kind, das der Schloßhauptmann aus den Händen der Stadtsoldaten befreit hatte, es war ein volles, rothwangiges Mädchen, dessen klare, tief braune Augen bezeugten, daß eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe wohne.

Während die Hand fleißig die Nadel ein und ausfahren ließ, schwärmten des jungen Mädchens Gedanken weit umher und das helle Lächeln, das bisweilen über ihre Wangen glitt gleich dem Sonnenstrahl, wenn er an einem wolkigen Tage über das Feld hinstreift, verrieth, daß ihre Gedanken nicht schwermüthiger Natur waren. Ich kann mir nichts Zarteres und Reizenderes denken als dieses köstliche Netz von dunkeln Ahnungen und halbbewußten Gefühlen, welche eines jungen Mädchens Gedanken in ihrem geheimen Stübchen bilden. In diesem unsichtbaren Gewebe, das doch eine himmlische Stärke hat, schwebt die kindliche Seele in einem ewigen Äther und Blumenduft — bis endlich ein Gedanke alle die andern verschlingt und das Netz zerreißt, um zum völligen Bewußtsein zu gelangen. Glücklich der Mann, der den vollen Werth dessen zu schätzen versteht, was er gewinnt und was sie verliert!

Und während ihre Seele dem Netze gegenanstrebte, nahmen ihre Gedanken allmählig bestimmte Gestalten an und sprachen sich aus in einem leisen Summen eines alten Heldenliedes, wovon es jedoch nur möglich war, einzelne Bruchstücke aufzufangen. Sie summte so leise, daß sie kaum von einem kleinen Vogel gehört werden konnte, der von Zweig zu Zweig flatterte und endlich in ihr Fenster hineinhüpfte, um die Brotkrumen aufzupicken, welche sie für

ihre kleinen, gefiederten Freunde auf das Brett ausgestreut hatte.

— — „Sie hatte erkoren Prinz Rerik geheim,
Sie durft' ihn nicht sich eignen.
Sein Vater zürnt' Alkor dem Stuhlkönig sehr,
Den hassete König Volmer schwer.

— So säumete sie mit rothem Gold,
Und wenn ihr wurde der Finger wund,
So spielte sie mit ihrem kleinen Hund,
Klein Isegrim war so freundlich wie hold." —

— „Und das war eine Königstochter," dachte Anna und mit einem Seufzer sank ihr die Hand in den Schooß, während sie überlegte, daß auch Königstöchter unglücklich sein können. Aber einen Augenblick darauf summte sie wieder:

— „Prinz Rerik, wo bist Du, mein Freund? sprach sie,
Wo segelst Du hin mit des Sturmwinds Braut?
Sieben lange Winter, verronnen sind die,
Seit nicht mein Aug' Dich geschaut." —

Der kleine Vogel hüpfte auf die Kante des Fensterbretts, legte das Köpfchen auf die Seite und zwitscherte. Anna blickte auf und indem ihre Lippen sich leise bewegten, flüsterte ihr Herz: „Du kleiner, süßer Vogel! Du bist glücklich, Du hast Flügel. Sag mir, wo kommst Du her? Hast Du ihn gesehn?" — Aber in demselben Augenblick erröthete sie über ihre eigenen Gedanken; mit schamrothen Wangen neigte sie das Haupt wieder auf ihre Nähterei und die braunen Locken ergossen sich wie ein Wasserfall über ihre Hände.

Piep! schrie der Vogel und flog fort, erschreckt über diese plötzliche Bewegung. Anna sah ihm nach, aber er war unter die Zweige geschlüpft, wo er hell und laut zwitscherte. Sie lächelte und sagte halblaut: „Piep! Über den närrischen Vogel! Heißt das Ja oder Nein? — Ach, wenn Vögel und Wolken sprechen könnten, so machte ich mir nichts daraus, mit Andern zu sprechen. — Aber ich vergesse ja ganz zu nähen."

Und nun säumte sie wieder, aber ihre Gedanken waren demungeachtet bei König Volmers Tochter und Alfors Sohn, denn bald darauf summte sie wieder:

— „Den Pilgrim sah man zum Heerde gehn,
Demüthig bei der Asch' im Winkel stehn." —

Jetzt hörte man keinen andern Laut als das leise Zischen des gewichsten Fadens, wenn er durch die Leinwand gezogen wurde.

— „Vom Heerd erhob der Pilgrim sich,
Die Krücken warf er so eiliglich,
Warf ab die Kapp' und den Mantel grau,
Da stand er so schön in dem Harnisch blau."

Die Treppe draußen knarrte unter leisen Tritten, aber Anna war allzu beschäftigt mit ihren eigenen Gedanken, um die schwachen, pfeifenden Laute zu hören.

— „Hier siehst Du Prinz Rerik, Du meintest ihn todt,
Schön-Hilda ward Beides, bleich und roth.
Sie griff — — —"

Als die Thür in diesem Augenblick geöffnet wurde und der Zipfel eines kostbaren Mantels sich ihrem erschrockenen Blicke zeigte, glaubte Anna beinahe, das Märchen gehe in Erfüllung. Sie ward Beides, bleich und roth, gerade wie Schön-Hilda. Aber als sie sah, daß der Eintretende kein andrer als Hans Faaborg war, kehrte die Besinnung ihr gleich zurück; die Furcht war zugleich mit der Poesie verschwunden. Und als Anna aufgerichtet vor ihm stand und mit aller Härte sagte, die sie in ihre Stimme legen konnte: „Mein Gott, Hans Faaborg! was wollt Ihr hier?" war diese Frage von einem Zug um den Mund begleitet, der einen starken Abscheu bezeugte, und ward so entschieden ausgesprochen, daß Hans Faaborg fast verwirrt wurde. Er ließ die Augen die Runde in der kleinen Kammer machen und auf einen Augenblick ergriff die Poesie derselben auch den Verderbten. Er suchte nach Worten.

Anna wiederholte ihre Frage.

— „Was ich will, liebe Anna? J nun — das ist eine Frage, welche man nicht zu thun pflegt, wenn man einen alten Freund sieht, den man in zwei Jahren nicht gesehen hat. Ich will Dich natürlich begrüßen, Anna, und Dich auf seeländischem Boden willkommen heißen. — Wie Du groß und schön geworden bist!"

Anna schlug die Augen nieder vor seinen schmeichelnden Worten und dreisten Blicken.

— „Gott, wie bist Du schön geworden! Ich will verdammt sein, wenn ich in meinem ganzen Leben ein schmuckeres Mädchen gesehen habe! Nun kann der König meinetwegen bis an den jüngsten Tag warten, ob ich

mich nach eines Andern Kopf verheirathe als nach meinem eignen. Da ist eine Dame, welche sich Gedanken auf mich macht, aber da müßte ich Anna nicht gesehen haben. Ich habe es wohl immer innerlich gefühlt, daß Du das Mädchen bist, das mich endlich beständig machen würde. Gott, der Herr! Mädchen, was das für herrliche, lange Wimpern sind, die Du hast! Aber ich habe Dir ja noch nicht ordentlich „guten Tag" gesagt."

Annas Ruhe machte den Schreiber dreister; er glaubte, daß seine Schmeicheleien ihr willkommen wären. Sie erglühte vor Scham und Ärger. Aber als er ihr näher trat und sie umfassen wollte, war es mit ihrer Ruhe vorbei und sie trat mit einem Ausdruck von Zorn und Verachtung zurück, der für einen Augenblick den Dreisten entmuthigte.

— „Hans Faaborg," sagte sie mit zitternder Stimme, „zwischen Euch und mir hat nie Freundschaft stattgefunden und alle Heiligen mögen mir vergeben, wenn das je geschehen sollte. Ehemals war ich ein Kind und da hatte ich Furcht vor Euch, aber jetzt bin ich kein Kind mehr und habe keine Furcht vor Euch, denn ich weiß, daß Ihr mir nichts thun könnt und daß der König dafür sorgt, daß Allen und Jedem sein Recht wird. Aber ich habe Abscheu vor Euch wie vor einem giftigen Gewürm" — und jeder Zug ihres Gesichts bezeugte die Wahrheit ihrer Worte — „und ich muß Euch bitten, daß Ihr es niemals wagt, in meine Kammer zu kommen, sonst — sonst — —"

Der Muth verließ Anna allmählig, nachdem der Abscheu vor ihm ihr klarer geworden war; sie stammelte, denn sie wußte nicht, womit sie ihn bedrohen sollte; sie

fühlte, wie hülflos sie als junges Mädchen gegen eine Frechheit war, die sie sich nicht als möglich gedacht hatte.

— „Nun, was dann?" fragte Faaborg, dessen Dreistigkeit in demselben Grade zurückkehrte, wie die ihrige sich verringerte. „Was soll mir dann geschehen, wenn ich auf Deine Kammer wieder komme? — Ja, und das thue ich, was mir auch widerfahren möge, denn nun weiß ich den Weg. Du bist ein Närrchen. Du meinst es gewiß nicht so schlimm, wie Du sprichst. Mädchen müssen nun einmal über Alles viel Geschrei machen, das ist einmal ihre Natur und dadurch braucht man sich nicht abschrecken zu lassen. Na, sei nur wieder gut. Wovor bist Du bange? Da unten hat Jeder mit sich zu thun. Sie lärmen und schreien, daß man sein eigen Wort nicht verstehen kann. Wir sind so allein wie ein Paar Turteltauben im Walde, mein Lämmchen! Gieb mir nur einen ordentlichen Kuß, so einen recht herzhaften!"

Und nun glaubte er, wieder einen Angriff machen zu können; er legte seinen Arm um ihren Leib und wollte sie küssen. Anna widerstrebte und stieß einen schwachen Schrei aus, sie wußte nur allzu wohl, daß Niemand sie hören könne. Faaborgs rothe Haare und Annas braune Locken mischten sich bei diesem Kampf unter einander. Sein abscheulicher Mund war mehrmals dicht an dem ihrigen und sie hatte beinahe keine Kräfte mehr, ihn zurück zu stoßen. Da heftete sie mit einem rührenden Ausdruck von Frömmigkeit den Blick auf das Heiligenbild. Und die Heilige sandte ihr einen Retter.

Der Elephant war mit Thürenöffnen beschäftigt. Er

fuhr von der Küche nach dem Stall, von einem Zimmer zum andern, überall riß er die Thüren weit auf. Die Zeugen mußten sich die Seiten halten vor Lachen über seine Anstrengungen, welche ihm einen glänzenden Sieg verkündeten. Jetzt war er fertig. Aber der Elephant hatte einige Tage zuvor dem Hans Knap geholfen, eine Ruhebank auf die Dachkammer hinauf zu schaffen, er wußte, daß dort oben noch eine Thür zu öffnen sei, und er war allzu gewissenhaft, um mit Betrug gewinnen zu wollen. In zwei Sprüngen war er die Treppe hinauf und riß die Thür mit derselben Gewalt auf als alle die übrigen.

Hans Faaborgs Mund war gerade an Annas Mund. Er hätte sie schon küssen können, aber es machte ihm Vergnügen, den Kampf zu verlängern, in welchem ihm der Sieg so gewiß war.

Als die Thür aufgerissen ward, wandte Faaborg den Kopf und ließ Anna fahren, welche kaum sich frei fühlte, als sie in einem Sprunge so weit von ihm entfernt war, wie es die kleine Kammer zuließ. Da stand sie mit gefalteten Händen, bleich wie der Tod, und starrte nach der offenen Thür; Alles schwamm wie im Nebel vor ihren Augen, sie wußte nicht, wer oder wie Viele im Zimmer waren.

Der Elephant taumelte zurück, er erblich auch; es war, als ob seine ganze, ungeheure Kraft in diesem Augenblicke gelähmt wäre. Faaborg zupfte an seinem Mantel, der ihm den Rücken hinabhing, und sah verlegen nach der Thür, die von des Elephanten großen Gliedmaßen gesperrt war. Aber Aslak rührte sich nicht von der Stelle, die Lippen bewegten sich mit der sonderbarsten Grimasse, die Augen

waren weit aufgerissen. Endlich stöhnte er mit klangloser Stimme das einzige Wort aus: „Der Engel!"

Das Blut war in Annas Wangen zurückgekehrt. „O hilf mir, hilf mir!" rief sie aus.

Der Laut ihrer Stimme färbte auch des Elephanten bleiches Gesicht. Seine Brust bewegte sich stark, er ballte die Hände, die Adern schwollen ihm an den Schläfen, die sonst matten Augen flammten mit dem raubgierigen Blick eines wilden Thieres. Er sah von Anna auf Faaborg, von Faaborg auf Anna, es fing ihm an zu dämmern, daß er es gesehen hatte, wie er sie mit seinen Armen umschlang, wie sein rothes Haar sich mit ihren Locken mischte, wie sein Mund den ihrigen fast berührte.

Faaborg hatte nachgerade seine Fassung wieder erhalten; er sah, daß hier nichts mehr für ihn zu thun sei. Mit trotziger Miene wandte er sich gegen die Thür und um sich selber Muth zu machen, strich er mit der Hand über seinen Knebelbart.

Diese Geberde machte den Elephanten rasend. Er streckte seine langen Arme aus, umschlang des Schloßhauptmanns Schreibers Leib, hob ihn in die Höhe und warf ihn mit einem Schwung zur Thür hinaus und mit großem Gepolter die Treppe hinunter. Anna stieß einen Schrei aus und sank auf die Knie vor dem Heiligenbilde.

Dies Geschrei und dies Gepolter war es, das bei dem Haufen draußen, der mit Verlangen die Fortsetzung des Spiels erwartete, den Ausruf veranlaßte: „Seht, jetzt reißt er das Haus nieder!"

— „Der Elephant wiehert!"

— „Nun kommt der Elephant die Bodentreppe herunter!“

Nach diesem Gepolter war Alles still. Anna glaubte sich allein. Sie kniete noch vor dem Bilde und dankte der Heiligen, welche ihr auf ihr inbrünstiges Gebet einen Retter gesandt hatte. Dies sichtliche Zeichen eines höheren Schutzes gab ihr wieder Muth. Nach einem kurzen Gebet trocknete sie die Augen und strich aus einem weiblichen Instinkt, der sich nie verläugnet, die Locken aus dem Gesicht, noch bevor sie sich vom Gebet erhob. Da erblickte sie den Aslak, der auf der Thürschwelle knieend lag, die Hände um die Pelzmütze gefaltet. Sie hatte zur Heiligen gebetet, während Aslak zu ihr betete.

Beide hatten sich seit jener unheimlichen Nacht vor zwei Jahren einander nicht gesehen. Die Wirkung des Wiedersehens war gleich stark bei Beiden. Aslak starrte unverwandt auf Anna und wenn man aus den einförmigen Bewegungen seiner Lippen schließen konnte, wiederholten seine Gedanken nur das einzige Wort: „Der Engel!“ — Vor Annas Geiste standen plötzlich die Schrecken jener Nacht in voller Klarheit, sie sah den Kämpen wieder hingestreckt liegen über den todten Hund, die Stadtsoldaten mit Spießen in den Händen, die alten Weiber und Lastträger, welche in fühlloser Gleichgültigkeit um sie her standen. Aber weiter schritt ihre Phantasie nicht, die Dissonanz ward nicht wie in jener Nacht in einen heiteren Akkord aufgelöst; es war nur die schauerliche Scene, die vor ihr stand und sie erschreckte. Sie hatte ihn deswegen kaum ins Auge gefaßt, als sie mit Abscheu die eine Hand vor die Augen hielt, und

mit der andern Hand winkte, als wolle sie die Erscheinung entfernen.

Als sie die Hand von den Augen wegzog, war sie allein; die Thür stand offen, die Treppe knackte unter den schweren Schritten des Elephanten, welcher langsam mit der Mütze in der Hand hinabging. Und als er die Thür öffnete und aus dem Hause trat, brachte der seltsame Ausdruck seines Gesichts den Haufen zum Schweigen und rund umher flüsterte man: „Seht den Elephanten! — Was ist dem Elephanten geschehn?“ —

Extra muros.

An einem schönen Sommerabend kurz vor Sonnenuntergang ritten zwei junge Männer, begleitet von zwei Reitknechten, aus dem schönen Gurreschloß in dem nördlichen Seeland, nicht weit von Helsingör. Die Schloßthürme ragten stolz zu den Wolken empor und spiegelten ihre Zinnen in dem klaren Wasser des herrlichen Gurresees zur Seite der mächtigen Buchen, welche den See wie ein dunkler Rahmen umgaben. Diese köstliche Lage rechtfertigte die große Vorliebe, welche König Waldemar Atterdag für dieses kleine Schloß hatte, dessen Erbauer er selber war und wovon er so viel hielt, daß er es der Sage nach selbst dem Himmelreiche vorzog. Jetzt ist nur noch so viel von den Ruinen übrig, um den beschränkten Umfang zu erkennen, den das Schloß einnahm, aber selbst in dem gegenwärtigen Zustande verdient dies Alterthumsdenkmal und seine Umgegend, daß man dahin wallfahrtet.

An diesem schönen Juniabend im Jahre 1516 war der alte, mannhafte Ritter Oluf Daa zu Ravnstrup Befehlshaber auf Gurre. Er war seines Königs treuer Lehnsmann, der das Schloß im Frieden mit derselben Vorsicht bewachte wie im Kriege, und kaum waren die Knechte, welche den beiden Rittern folgten, jenseits der Brücke, als sie hinter ihnen aufgezogen wurde.

— „Man sollte beinahe glauben, daß es hier zu Lande eben so kriegerisch aussähe wie drüben bei uns," sagte der jüngste von den beiden Herren, als die Ketten der Zugbrücke hinter ihnen rasselten. Seine Aussprache verrieth ihn gleich als Schweden.

— „Mein Vater ist ein Mann von altem Schlage," antwortete der andere, „er gehört einer vergangenen Zeit an; ihm ist besser zu Muthe in Stahl und Eisen als seinem Sohne in Sammt und Seide."

— „Für einen Mann aus der alten Zeit, wie Ihr ihn nennt, hat er Euch leicht genug davon kommen lassen und nicht viele Väter würden weniger Worte an ihre verlorenen Söhne vergeudet haben, als er es that. Der König hat Euch unter sein Gefolge aufgenommen und Euch nach Kopenhagen berufen; aber statt Euch bei Hofe einzufinden, zieht Ihr nach Schonen und bleibt dort ohne Urlaub und Verlaub, bis man Euch bei den Haaren herbeizieht. Der alte Ritter Daa sendet Boten über Boten zu Euch und sein ungehorsamer Sohn kümmert sich nicht darum, sondern

geht auf die Wildegänsejagd, um sich die Zeit zu vertreiben. Wenn Ihr mich nicht in Schonen auf dem Wege nach Kopenhagen getroffen hättet, so hättet Ihr vielleicht noch nicht an die Heimreise gedacht und so habt Ihr es mir zu danken, daß Ihr endlich Eurer Pflicht nachkommt. In der That, es muß Eurer Mutter, Frau Hylleborg, manche Bitte gekostet haben, um den Alten so zahm zu machen."

—„Ich läugne nicht, daß ich gestern mit beklemmtem Herzen über die Gurrebrücke ritt, denn ich hatte meinen Vater allerdings beleidigt, weil ich seinen Befehlen nicht gehorchte. Aber ich konnte es doch nicht über mein Herz bringen, nach Kopenhagen zu gehen und mich dem Könige vorzustellen, ohne mich vorher mit meinem Vater versöhnt und der Mutter die Hand geküßt zu haben. Jetzt ist der Sturm überstanden; wohl mir, wenn ich dem Zorn des Königs eben so leicht entkomme. Mein Vater hat mir übrigens tüchtig den Text gelesen unter vier Augen, glaubt es mir! Am meisten schmerzte es mich, daß ich mein Herz nicht meiner Mutter eröffnen und ihr den Grund meines Ungehorsams vertrauen konnte. Aber über gewisse Dinge denkt sie eben so altväterisch wie mein Vater."

—„Mir behagen die Leute von altem Schlage mehr als die neumodischen Menschen," sagte der junge Schwede. „Und ich kann Euch nicht genug danken, daß Ihr mich mit nach Gurre genommen und mir einen Platz am Heerde Eurer Ältern verschafft habt, wo es mir war wie in meinem eigenen Heim in Roslagen. Der Aufenthalt unter Eures Vaters Dach hat uns näher und fester verknüpft; ich habe

in ihm gesehen, was Ihr einmal werden wollt, wenn Euer Bart ergraut ist, ein biderber Ritter, wie Ihr jetzt ein treuer Freund seid."

Bei diesen Worten reichte er seine stahlbekleidete Hand seinem Nachbar, welcher seinen Handschlag erwiederte.

Die beiden jungen Männer hatten in Gemeinschaft ihre Reise gemacht von dem nördlichen Schonen, das damals und noch manche Jahre nachher eine dänische Provinz war. Der junge Schwede kam von Stockholm. Der Däne war nicht aus den Gränzen seines Landes gekommen und jetzt nach Seeland zurückgekehrt, nachdem er sich einige Zeit bei einem Verwandten in Schonen aufgehalten hatte. Sie waren Beide in diesem Augenblicke auf der Reise nach Kopenhagen, aber auf verschiedene Veranlassung. Beide haben einen Platz in der Geschichte erhalten, aber ihre Schicksale waren sehr verschieden, denn während der Eine nur mit wenigen kurzen Zeilen erwähnt wird, füllen die Thaten des Andern viele Seiten.

Der jüngste von den Reitern, welcher ein kleines, kräftiges, lichtgelbes Pferd von der ächten, öländischen Zucht ritt, war ungefähr zwanzig Jahre alt, ungewöhnlich hochgewachsen und maß drei Ellen; sein Kopf war mehr rund als länglich, sein krauses, gelbliches Haar hing nieder auf die Panzerplatten, welche seine kriegerische Tracht bedeckten, um das Kinn sproßte ihm schon ein ziemlich dichter und schön sich kräuselnder Bart, die Augen waren ernst, aber doch zugleich freundlich, die Nase klein und ganz gerade, der Mund sehr schön, mit frischen, rothen Lippen. Ungeachtet

seine Hautfarbe ungewöhnlich braun war für einen Nordländer, hatten seine Wangen gleichwohl die Röthe der Gesundheit. Seine Hände und Füße waren ziemlich klein, aber seine Arme stark und voll. So wie er hier beschrieben ist, sehen wir ihn noch in dem Bilde, das aus seiner Manneszeit aufbewahrt ist. Man sah bei dem ersten Blicke, daß sein Charakter offen und aufrichtig war, und wenige Menschen kamen in seine Nähe, ohne von seiner Lebhaftigkeit und Munterkeit hingerissen zu werden, die doch oft in Heftigkeit und Zorn überging, wiewohl der letztere von kurzer Dauer war. Ueberdies spielte er die Laute fertig, tanzte gut und focht tapfer. Die Geschichte hat später ihm das Zeugniß gegeben, daß dieser Jüngling ein gottesfürchtiger, scharfsinniger und Gerechtigkeit liebender Mann ward.

Der andere Reiter, welcher auf einem krummhalsigen, dänischen Rosse saß, dessen Schweif beinahe die Erde fegte, war zwei Jahre älter als sein Freund. Er war bald eben so groß und schön, von braunen Haaren und braunen Augen, zierlich gespitztem Kinnbart und einem Knebelbart, der seine äußersten Spitzen nach den Backen zu erhob. Sein Gesicht verrieth jugendliche Munterkeit und Dreistigkeit, aber seine Züge hatten noch keinen bestimmten und festen Charakter angenommen. Seine Tracht schwankte zwischen der eines Jägers und der eines Hofmannes. Seine Kleider waren von brabantischem Stoff und Seide, wie die Mode es bei der männlichen Jugend damals mit sich brachte, seine Hände steckten in großen, hirschledernen Falkenhandschuhen, sein Schwert war schmal und lang und mehr zu Fechterkünsten geeignet als zur Vertheidigung und er bildete so mit

einem Worte einen hübschen Gegensatz zu seinem Freunde, der an seiner Seite in einem büffelledernen Koller ritt, mit Stahlküraß und Stahlhandschuhen und einem großen, breiten Schlachtschwert zur Seite.

Die Reitknechte waren gekleidet und beritten in demselben Verhältniß wie ihre Herren, der jüngste als Soldat, der andere, ein ältlicher Mann, als ein friedlicher, aber doch wohlbewaffneter Gefährte.

Der junge Schwede, bei dessen Beschreibung wir am längsten verweilt haben und der gegenwärtig nur ein geringer Sendbote war von dem schwedischen Reichsverweser Steen Sture an den König der drei nordischen Reiche, war Gustav Erikson Wasa, der im Mannesalter Schweden von der calmarischen Union losriß, sich die Krone seines Vaterlandes aufs Haupt setzte und der Stammvater eines berühmten Königsgeschlechts ward. Er war ein Sohn des Reichsraths und Ritters Erik Johanson zu Wasahof und der Gattin desselben, Frau Cäcilia zu Eka. Sein Begleiter, wie wir wissen, ein Sohn des wackern Lehnsmannes Oluf Daa auf Gurre, war der junge Klaus Daa, einer von König Christians des Zweiten Hofleuten.

Die Ritter hatten längst das Schloß, das schöne Dorf mit seiner Kirche und den Gurresee aus den Augen verloren und ritten durch den großen Gribwald, der noch einer der größten Wälder in Dänemark ist, aber damals weit größer und dichter war als heutzutage. Die großen Buchen, deren Kronen einen Umfang hatten, wie man sie jetzt nur noch ausnahmsweise sieht, warfen mächtige Schatten im Strahl der Abendsonne über den engen Waldweg und bildeten große,

finstere Hallen, in welchen das Wild in einer Menge gedieh, wovon man jetzt keinen Begriff hat.

— „Muth gefaßt, Klaus Daa, und nicht vergessen, daß das Glück dem Manne über den Bach hilft, wenn er tüchtig zuspringt. Wie kann man stumm und verstimmt sein in einer solchen Natur?" brach Gustav Erikson aus. „Eure üppigen Buchenwälder haben ganz mein Herz gewonnen und wenn man nur die geringste Anlage dazu hat, muß man Dichter werden bei solchem Anblick. Die Natur hat Euch auf dieser Seite des Öresundes begünstigt, da sie ihre Gaben austheilte. Aber deswegen müßt Ihr nicht glauben, daß ich meines Vaterlandes Tannen und Föhren vergessen habe. Nein, nein, ich habe es wohl im Gedächtniß, was einer unserer Skalden gedichtet hat von meines Landes Natur, welches doch wahrlich das stolzeste in der ganzen Welt ist, wenn es auch eine weniger lächelnde Miene hat."

Und um seine Behauptung zu beweisen und zugleich seinen Freund aufzumuntern, nahm er die kleine Laute, die bei seinem Gepäck hinten am Sattel herabhing und die wohl Verwunderung erwecken durfte, da sie sich in so naher Berührung mit dem Kriegsgeräth befand, und summte dazu ein kleines, schwedisches Volkslied auf die tannenbewachsenen Felsen mit dem glücklichen Gedächtniß, das ihn nie verließ. Als er das Lied geendet hatte, griff er noch einige Mal in die Saiten, betrachtete die Laute aufmerksam, um sich zu überzeugen, daß sie nicht Schaden gelitten habe auf der Reise, hing sie dann wieder hinten an den Sattel und sagte lächelnd: „Ich reise hier im Lande umher wie

ein fahrender Sänger und gebe vielleicht den biderben Rittern ein Ärgerniß, denn es stimmt nur wenig mit meiner Handthierung und mit meinem Geschäft; aber ich trenne mich ungern von diesem Freund und er ist mir eine liebere Gesellschaft als der meiste Umgang, den ich bis jetzt gefunden habe."

Und diese Vorliebe für das Lautenspiel behielt Gustav Wasa für sein ganzes Leben und seine Geschichtschreiber berichten uns, daß er selbst in seinem hohen Alter als König jeden Abend von den Beschwerden der Regierung ausruhte mit der Laute in den Händen, „daß er sich täglich darauf übte."

— „Ich beneide Euch fast um den heiteren Sinn, welcher Euch Alles leicht nehmen läßt," sagte Klaus Daa mit einer Miene, welche schwermüthig sein sollte. „Die Liebe findet auch wohl einmal Eingang in Euer Herz und stimmt Euch zu ernsten Gedanken."

— „Die Liebe, sagt Ihr, und ernste Gedanken? So glaubt Ihr, daß sie mir fremd sind? Nein, mein Herz hat längst geliebt, aber keine Jungfrau mit glatten Wangen und weichem Seidenhaar; Schweden ist meine Geliebte, der Kampf ist mein Liebesbrief und dies gute Schwert schreibt die Runen, welche meine Liebste am besten zu lesen versteht. Und was die ernsten Gedanken betrifft, da hat mein Herr Reichsverweser mich an den König gesandt, ihm einen Brief zu überbringen mit dem Vorschlag einer Zusammenkunft in Halmstad, um sich gütlich über das Geschick dieser Reiche zu vergleichen, die jetzt in Kampf gegen einander stehen, und ein solcher Auftrag läßt sich nicht

ohne ernste Gedanken ausrichten. Ihr sagtet vorher: Wohl mir, wenn ich dem Zorn des Königs eben so leicht entkomme wie dem meines Vaters! Und ich sage Euch: Wohl mir, wenn ich dem Zorn des Königs entkomme, ohne daß er mich einen Kopf kürzer gemacht hat. Der König kennt so gut wie ich das alte Sprichwort: Weß Brot ich esse, deß Lied ich nicht vergesse. Und nach Allem, was ich darüber höre, so fehlt nicht viel daran, daß er den Reichsverweser einen Aufrührer nennt, obwohl wir andere Gedanken darüber bei uns in Schweden haben."

— „Freilich nennt er Steen Sture einen Aufrührer gegen seinen rechtmäßigen König, aber deswegen wird er als ein christlicher König sich nicht an dem Sendboten vergreifen, der auf Treu und Glauben zu ihm kommt."

— „Hütet Euch, für den König gut zu sagen, mein Freund, die Bürgschaft könnte Euch betrügen. Aber ich bin guten Muthes, ich verlasse mich auf das Glück, das sein Herr Vater mir prophezeit hat. Soll das eintreffen, so darf ich in meinem zwanzigsten Jahre nicht um einen Kopf kürzer gemacht werden."

— „König Hans? Was hat er Euch prophezeit?

— „Er war ein freundlicher, alter Herr, Gott gebe ihm die ewige Seligkeit im Himmelreich! Es war eins der letzten Male, daß der König in Schweden war. Da sah er mich unter einem Haufen von jungen Burschen; ich spielte König Cyrus und regierte, so gut ich konnte. Der König sah uns ein Weilchen zu, dann kam er zu mir hin, legte seine Hand auf meinen Kopf und sagte: „Aus Dir kann noch etwas Tüchtiges werden, wenn Du am Leben bleibst." Die

Worte vergesse ich mein Lebtage nicht und wenn ich noch so alt werde. Es war ein Segen, der über mich ausgesprochen wurde. Der alte König wollte mich bei sich behalten und mit nach Dänemark nehmen, aber das wollte Sture der Aeltere nicht erlauben — so lange er lebte — und er schickte mich zu meinem Vater, der damals Lehnsmann auf Aland war. Aber des Königs Prophezeiung stand mir beständig vor Augen und machte mich keck und als ich nachher auf die Schule nach Upsala gebracht wurde und mein alter, dänischer Schulmeister mich züchtigen wollte, drohte ich ihm mit den Dalekarliern, welche ich zu meiner Hülfe herbeirufen wollte. Aber Meister Ivar ließ sich nicht schrecken und gab mir eine gute Tracht Hiebe. Da ward ich falsch und zog mein Messer und jagte es durch den Alexander des Curtius, den wir gerade lasen, und nagelte das Buch fest an den Tisch, und als ich diese Heldenthat verrichtet hatte, lief ich von der Schule weg und kam nicht wieder. Es war bei alle dem ein guter, alter Schulfuchs, der Meister Ivar; er meinte es gewiß nicht böse und hätte gern einen Bücherwurm aus mir gemacht, aber ich hatte keine Anlage dazu und Prügel konnte ich nun einmal nicht vertragen. Nun bin ich zwei Jahre am Hofe des Reichsverwesers gewesen, um gute Sitten und Hofwesen zu lernen, aber es ist mir doch lieb, daß ich etwas noch Besseres gelernt habe, das heißt, meine Waffen zu führen in meines Herrn Fehden gegen den Erzbischof Gustav Trolle, der ein Freund des Königs ist. Und jetzt müßt Ihr mir doch einräumen, daß es hart sein würde, wenn mir etwas Uebels bei dieser Gesandtschaft zustoßen sollte, nachdem ich so gut

gelernt habe, bei Hofe zu schwatzen, im Kriege meine Klinge zu gebrauchen und bei meiner Laute die Thorheit der Welt zu verlachen. Muthig! König Hans hat mir Glück prophezeit, König Christian läßt mich wohl unverkürzt, wenn seines Herrn Vaters Wort in Ehren bleiben soll."

Gustavs muntere Laune verjagte allmählig die Grillen seines Freundes, der sich innerlich gestehen mußte, daß alle seine Sorgen — wenn sie auch aus einer unglücklichen Liebe entsprangen und aus dem Mißmuth, daß er aus jugendlichem Leichtsinn vielleicht des Königs Gnade eingebüßt und seine Stellung bei Hofe verscherzt habe — dennoch nicht in Vergleich kommen konnten mit den Bekümmernissen, welche Gustavs mißliche Sendung an einen erbitterten König von einem widerspenstigen Unterthan zu veranlassen vermochte. Die Unterhaltung ward mit Lebhaftigkeit von beiden Seiten fortgesetzt und wenn Gustav sich als einen guten Erzähler bewies und seinem Reisegefährten manches Licht über die Verhältnisse in Schweden gab, wo die schwedische und die dänische Partei um die Obermacht stritten, so wie über schwedische Sitten und Gebräuche, so wußte auch Klaus Daa zu erzählen von dem Leben in Dänemark, von des Königs Hof und der jungen Königin und Madame Sigbrit und ihrer Tochter Dyveke, so daß ihnen die Zeit rasch verfloß und sie sich der Hauptstadt näherten, ohne zu bemerken, wie wenig Stunden seit ihrer Abreise von Gurreschloß verlaufen waren.

Denn so lebhaft wie ihre Unterredung, eben so schnell war auch ihr Ritt gewesen; sie hatten sich nicht die Zeit genommen, mit ihren Pferden in ein Wirthshaus einzukehren,

und näherten sich deshalb der Stadt mit keuchenden und dampfenden Rossen um mehrere Stunden früher, als sie es gedacht hatten, da sie Gurre verließen mit dem Vorsatz, mit aller Gemächlichkeit zu reiten, um Morgens bei Tagesanbruch, wenn die Thore geöffnet wurden, vor Kopenhagen zu sein. Sie merkten erst, wie hurtig sie geritten waren, als Klaus Daa mit seinem schweißbedeckten Pferde anhielt und sagte: „Von hier könnt Ihr die Thurmspitzen des kopenhagner Schlosses und der vielen Stadtkirchen und Klöster durch den Nebel der Nacht auftauchen sehen.“

— „Ich glaube nicht, daß mein Öländer etwas dagegen hat anzuhalten, um den schönen Anblick Eurer Hauptstadt zu bewundern,“ antwortete Gustav. „Kreuz noch einmal, wie wir herzhaft geritten sind! Die Rosse sind fast ganz weiß von Schaum.“

— „Und doch kommen wir nicht eher an das Ziel. Es vergehen noch einige Stunden, ehe die Thore geöffnet werden. Man sieht noch nicht die mindeste Röthe im Osten über den Sund hin, die den Aufgang der Sonne verkündete.“

— „Die Sterne glänzen noch; ich glaube nicht, daß es viel über Mitternacht sein kann,“ antwortete Gustav, nachdem er das Himmelsgewölbe betrachtet hatte.

— „Das ist ja verdammt!“ brach Klaus Daa ungeduldig aus. „Am Tage kann man sich doch nach der Sonne richten, aber des Nachts wird man ganz irre in der Zeit. Ich wünschte, daß einer von den vielen klugen Leuten, die unsere Zeit hervorbringt, die Gefälligkeit hätte, uns ein

Seigerwerk zu schaffen, das man bei sich führen könnte, wenn man von Kirchen und Klöstern so weit entfernt ist, daß man die Glockenschläge nicht mehr hören kann."

— „Ei, das wäre!" sagte Gustav und lachte. „Aber da müßte der Zauberer Merlin machen, daß die Thurmuhren zusammenkröchen, damit Klaus Daa sie in seine Hosentasche stecken könnte, oder daß die Hosentaschen so weit würden, um einen Thurm hinein zu stecken. Aber ich sehe, daß Ihr in guter Laune seid, da Ihr auf Wünsche kommt, wovon nicht eine Sylbe steht in den Märchenbüchern, in denen man doch die tollsten Wünsche zur Genüge findet."

Die Taschenuhren, welche ehedem Stundeneier genannt wurden von der länglichen Gestalt, welche die ersten Uhren hatten und auch lange behielten, wurden erst fast ein ganzes Jahrhundert später erfunden und ein Ding, das jetzt beinahe jedes einfachen Tagelöhners Eigenthum ist, war damals ein Gegenstand, wonach sich ein Edelmann vergeblich sehnte und der als eine phantastische Unmöglichkeit betrachtet wurde.

Klaus Daa lachte selbst über seinen dreisten Wunsch und mußte gestehen, daß er ihn zur Unzeit geäußert hatte, da gerade die Thurmuhren in der Stadt zwölf schlugen und ein sanfter Südwind den Schall durch die stille Sommernacht zu den Ohren der Reisenden führte. Der alte Diener ritt dicht zu seinem Herrn hin und sagte einige Worte zu ihm, indem er auf Gustav und seinen bewaffneten Diener zeigte.

— „Er hat Recht. Wir wollen nicht näher zur Stadt hinreiten,“ sagte Klaus Daa. „Wenn die Wächter auf dem Walle solche weibliche Kämpen zur Nachtzeit herankommen sehen, so könnte es ihnen einfallen, Lärm zu machen oder wenigstens einen Bolzen von der Armbrust auf uns loszudrücken oder gar mit einer von den neuen Karrenbüchsen gegen uns eine Probe zu machen. Ich wünsche lieber, daß Ihr Bekanntschaft macht mit einer von diesen neuen Erfindungen im Zeughause als hier außerhalb des Walles, und das Alles mit steter Rücksicht auf des Königs Hans Prophezeiung von dem großen Glücke, das Euch zugedacht ist.“

Gustav lachte, billigte aber doch seines Freundes Vorsicht. Sie wurden einig, Halt zu machen hinter einem Gebüsch in gehöriger Entfernung von der Stadt, und ließen die Pferde ausruhen, während sie die Zeit erwarteten, wo die Stadtthore sich öffneten. Die Reitknechte banden die Pferde an die Bäume und suchten Heu auf einem benachbarten Felde, um es ihnen vorzustreuen. Darauf machte es sich die ganze, kleine Gesellschaft bequem, die Herren gürteten die Schwerter ab und hängten sie an die Sattelknöpfe und die Diener streckten sich behaglich ins Gras den Pferden zur Seite.

Aber die beiden jungen Freunde wurden bald des müßigen Wartens und der Gesellschaft der Diener müde; sie standen auf und gingen auf und ab in der Nähe der Wartestelle; aber bald ward ihnen auch das zu einförmig und sie schlenderten Arm in Arm nach dem Meere hinab und

gingen längs dem Strandsaume in traulicher Unterredung, um nach dem Sonnenaufgang jenseits des Sundes zu schauen und auf die rollenden Wellen zu horchen, welche am Lande sich brachen. So hatten sie sich allmählig von ihrem Gefolge entfernt und waren nahe dem kleinen Buschholz, welches hinter der St. Annakapelle lag und sie gegen die Seeseite schützte. Eine Bank, welche im Gebüsche stand zum Ausruhen für den müden Wanderer, lockte sie an; von da konnte ihnen der erste Tagesschimmer nicht entgehen, welcher den Aufgang der Sonne verkündete, und das Gebüsch schützte sie überdies gegen den kalten Seenebel, der allmählig sich über die Gegend ausbreitete als der erste Vorläufer des anbrechenden Tages.

Die Gegensätze liegen oft nahe aneinander. In dieser kalten Stunde fühlte Klaus Daa einen unwiderstehlichen Drang, sein warmes Herz gegen den Begleiter zu öffnen. Er vertraute ihm, daß der Gegenstand aller seiner zärtlichen Gedanken in dieser Welt ein Mädchen sei, das alle Tugenden und Vollkommenheiten besitze. Und da er wirklich verliebt war, wie man es in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren ist, so sprach er mit Wärme von seiner Liebe und schilderte die Geliebte, wie sein Herz es ihm eingab.

— „Ist sie bei Hofe in Kopenhagen?" fragte Gustav. „Eine Tochter eines Reichsraths? Da wundert es mich, daß Ihr so lange in Schonen geblieben seid."

— „So seid Ihr des Glaubens, daß ein Edelmann nur in einer Burg oder am Hofe Liebe finden kann? Ich glaubte, daß Ihr frei wäret von den altväterischen Meinungen und daß Ihr so viel aus den Geschichtsbüchern wüßtet,

daß mancher König oder Ritter ein Mädchen geringen Standes zu seiner Geliebten gemacht hat, ohne daß seine Rittereehre einen Makel dadurch erlitten hätte."

— „Ich verstehe mich nicht eben auf Liebe und noch weniger auf Ehe," sagte Gustav, „aber ich nehme an, daß Ihr davon sprecht, dies Mädchen zu Eurer Hausfrau zu machen und nicht bloß zu Eurer Geliebten. Ich weiß, was man von unserem Stande fordert, und habe oft gehört, daß ein Mädchen von geringer Abkunft wenig Glück zu erwarten habe, wenn man sie an den Hof bringe. Aber das fühle ich mit Ueberzeugung, daß, wenn ich mein Herz geprüft hätte und ein Mädchen liebte, die es verdiente, mich nichts in der Welt bewegen sollte, erst um Erlaubniß zu fragen, um glücklich zu werden. Ich würde mit meinem guten Schwert so viele Thaten verrichten und mir so viel Ehre erwerben, daß es für zwei vollauf hinreichen sollte, und dann wollte ich den sehen, der es wagte, die Hausfrau schief anzublicken, die ich in meine Burg führte."

— „So meine ich es auch," antwortete Klaus Daa. „Die Liebe bindet sich an keinen Stand, sie läßt sich von keinem Vorurtheil beherrschen. Es ist jedoch nicht Standesungleichheit, was mir im Wege steht, denn das Mädchen, das ich liebe, ist mir ebenbürtig; aber ihr Vater und mein Vater sind viele Jahre Feinde gewesen und diese Leute alten Schlages sind eben so fest in der Feindschaft wie in der Freundschaft. Wie dem aber auch sein mag, ich fühle es tief, daß ich das Mädchen so heiß liebe, wie irgend Jemand lieben kann; ihretwegen habe ich dem Zorn meines Vaters und der Ungnade des Königs getrotzt und bin jenseits in

Schonen geblieben und würde noch länger dort geblieben sein, wenn sie nicht das Land verlassen und hieher gereist wäre mit ihrer Mutter, während ihr Vater im fremden Lande ist in Geschäften des Königs."

— „Ich wünschte, daß Eure Liebe nicht im Kampfe läge mit Eures Vaters Haß, denn zwei harte Steine mahlen nicht gut zusammen," sagte Gustav nach einem kurzen Stillschweigen. „Aber es heißt ja im Liede, daß Amor das Herz berathet und Niemand selbst die Wahl vollzieht. Wenn also der Zufall herrscht, wie ich beinahe glaube, da man so viel Wunderliches in dieser Welt sieht, so muß man dieses Gottes Willen folgen. Und solltet Ihr jemals eines Freundes Arm bedürfen, um Eure Sache durchzukämpfen, oder seinen Rath, sein Vermögen, um die Verhältnisse zu überwinden, die Euch Widerstand leisten könnten, so wißt Ihr, hoffe ich, daß Niemand mehr bereit ist, Alles für seine Freunde zu wagen, als Gustav Erikson, dessen Name wohl nicht großes Gewicht hat, der aber nie ein Gelübde gebrochen hat und, will's Gott, niemals die Treue brechen wird, die er Jemandem angelobt hat, so lange es noch das Sprichwort in seinem Vaterlande giebt, daß die Ehre der schönste Baum im Walde ist."

Klaus Daa drückte stumm seines Freundes Hand. Beide blieben sitzen in tiefsten Gedanken und sahen hinaus über das Meer, wo eine schwache Röthe im Osten den ersten Tagesschimmer andeutete. —

An demselben Abend kurz vor Mitternacht öffnete sich eine kleine Thür an einem der vielen, verschiedenen Zeitaltern zugehörigen Gebäude, woraus das kopenhagner Schloß

bestand, und ein Mann trat leise heraus auf den kleinen Landstreifen, der das Schloß von dieser Seite umgab, welches überall von Wasser eingeschlossen und dessen Zugbrücken aufgezogen waren. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß Alles auf dem Schlosse still war und daß er von den Wächtern auf dem Thurme nicht bemerkt werden könne, verschwand er einen Augenblick und kam wieder heraus mit einem in einen Mantel verhüllten Begleiter.

Wenige Schritte von dieser Thür entfernt lag ein Nachen, durch einen großen Eisenring an der Schloßmauer befestigt. Während der Mann im Mantel in der Thür stehen blieb, machte sein Begleiter das Boot los mit so wenigem Geräusch, daß man nur ein einzig Mal einen leisen, klirrenden Laut der eisernen Kette hörte, worauf er ein Ruder ergriff, es hinten im Boot befestigte und dem Mann im Mantel winkte, der hurtig und vorsichtig in das Boot schlüpfte. Der Fährmann stieß nun unverzüglich ab und bewegte sein Ruder eben so geräuschlos auf und ab im Wasser und der Nachen schoß durch die Wellen wie ein Fisch, der bloß mit Bewegung des Schwanzes hinschwimmt.

In tiefer Stille ging es hinaus um die südliche Spitze des Holmes, auf welchem das Schloß stand, und erst als sie bis dahin gekommen waren, wo sie von den Thurmwächtern nicht mehr bemerkt werden konnten, wandten sie sich wieder dem Lande zu, um in den breiten Strom zwischen der Stadt und dem Bremerholm zu gelangen.

— „Wollen wir noch weit stromaufwärts?“ fragte jetzt der Fährmann, der seiner Tracht nach einer von den Schloßbedienten war. In seinem Tone lag nichts von der großen

Unterwürfigkeit, welche nach damaliger Sitte ein Untergebener gegen einen Vornehmeren zeigen mußte, und der Ausdruck seines Gesichts war rohe Unverschämtheit.

— „Wir wollen an der Spitze von Hallandsaas anlegen. Es fängt schon an zu dämmern, es ist eine ganze Stunde zu spät. Ich sagte Dir ja, daß ich um elf Uhr übergesetzt sein wollte, aber Du kannst nie die Zeit halten. Kommen wir heut nicht, so kommen wir morgen, denkst Du. Aber so denkt der nicht, welcher erwartet wird."

Der Fährmann schien sich aus diesen Vorwürfen nicht eben viel zu machen, denn er antwortete sehr freimüthig: „Ihr müßt doch gestehen, daß ich zu Eurem Glück auf dem Schloß in Amt und Brod gekommen bin. Wie solltet Ihr wohl irgend einen Andern finden, der sich dem Halseisen und der Peitsche und Allem aussetzte, womit der Schloßhauptmann und der Amtsvogt und der Profoß Einem aufwarten, bloß um sich Euern verliebten Grillen zu fügen, wenn Euch nicht Euer alter Freund Ole Skaaning bei Eurer Standeserhebung gefolgt wäre und seine ehemalige Ergebenheit Euch bewahrt hätte."

Dieser vertrauliche Ton schien dem Herrn im Mantel nicht zu behagen; er antwortete nicht und schlug die Kappe über den Kopf, als ob er sein Stillschweigen nicht brechen wolle.

— „Ja, ich kann wohl eigentlich nicht mit Recht sagen, daß ich Euch bei Eurer Standeserhebung gefolgt bin," fuhr der Fährmann fort mit einer Betonung, die nicht frei war von Spott, „ich hätte vielmehr richtiger sagen sollen, daß ich Euch verfolgt habe. Denn von selbst

hättet Ihr Euch schwerlich an Euern alten Kameraden erinnert, wenn ich mich nicht selbst Euch in Erinnerung gebracht hätte, so daß ich es eigentlich mir selbst danke, in den Schloßdienst gekommen zu sein."

Der Mann im Mantel schwieg noch immer.

— „Ja, einen alten Kameraden darf ich mich wohl nennen, obwohl Ihr jetzt in feinen Kleidern einhergeht und ein Schwert an der Seite tragen dürft, wenn Ihr im Staat seid, während ich sitze mit dem Ruder in der Hand und mich abarbeite einen Tag und alle Tage und ein Dienstknecht bin auf dem Schlosse für geringen Lohn. Aber ich sage: Gleiche Brüder, gleiche Kappen."

— „Mancher Andre würde das für ein großes Glück halten," sagte der Herr in mürrischem Tone. „Und Du kannst nicht läugnen, daß ich bei jeder Gelegenheit Deinen Lohn vermehrt und Dir jede nur mögliche Zulage verschafft habe. Und habe ich je eine Gefälligkeit von Dir begehrt, ohne Dir meine Erkenntlichkeit so reichlich zu beweisen, wie es kein Andrer thun würde?" fuhr er fort, indem er ein Silberstück auf die Bank neben den Fährmann legte.

Dieser steckte das Geld in die Tasche, ohne die Gabe eines Blickes zu würdigen, und sagte: „Das wäre auch dumm, wenn's anders wäre. Wir sind dazu geschaffen, Leid und Freud mit einander zu theilen seit der Zeit, daß ich Eures Vaters Hausknecht war und Euch half, den Packboden Nachts aufzuräumen. Ja, ich glaube, daß der lange Peter, der Freibeuter, der doch in großem Ruf steht, dreistere Wagstücke kaum bestehen kann, als wir sie machten, da wir den großen Hund draußen an der Thür aufhängten und in

einer Nacht alle die Kostbarkeiten auf die Seite schafften, die der lübecker Schiffer den Tag zuvor gebracht hatte. Aber Schade um den Alten, er hielt Euch auch zu knapp für eines solchen Mannes Sohn, er mußte ja wissen, daß man alle Tage Geld nöthig hat. Der Streich hätte uns übrigens beinahe in die Klemme gebracht. Aber Ihr müßt gestehen, daß ich wie ein Mann stand, als die Sache vor den Stadtvogt kam und ich mich frei schwören sollte. Aber erzwungener Eid ist Gott leid, sagt das Sprichwort, und Keiner darf anders sprechen, als daß ich unfreiwillig schwur. Man sagte übrigens, daß die Geschichte ein Nagel zu Eures Vaters Sarge war, aber das glaube ich nicht, denn alte Schweine haben harte Schnauzen, sie können viel aushalten. Graue Haare sind des Todes Blumen und er war alt genug, um ohne unsre Hülfe zu sterben."

— „Ach so schweig doch von diesen verdammten, alten Lügen!" unterbrach ihn der Mann im Mantel.

— „Das ist eigen, daß Ihr Euch nicht besser an alte Zeiten erinnern könnt, so daß Ihr Lügen nennt, was doch Wahrheit ist," sagte der Fährmann. „Das Sprichwort sagt sonst, daß große Herren ein großes Gedächtniß haben, aber bei Euch trifft das nicht zu. Seit Ihr Schreiber bei dem Schloßhauptmann geworden seid, habt Ihr nicht bloß die alten Begebenheiten vergessen, sondern auch die alten Freunde. Das ist nicht recht, Hans Faaborg.

Der Schreiber schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Nein, Ole Skaaning, ich habe nicht meine alten Bekannten vergessen. Aber Undank ist der Welt Lohn. Unlängst sprach ich mit dem Schloßhauptmann davon, wer den Po-

sten auf dem Schloß haben sollte nach dem alten Kerkermeister, der auf seinen letzten Beinen geht, und da sagte ich ausdrücklich, daß sich Niemand besser dazu schicke als Ole Skaaning, der ein tüchtiger Kerl sei."

— „Das sagtet Ihr als ein kluger Kerl, wenn es übrigens wahr ist, was Ihr sagt," antwortete Ole, ohne sich von des Schreibers schmeichlerischen Reden bethören zu lassen. „Aber darum bin ich noch nicht Kerkermeister. Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. Aber Ihr sollt Dank haben für Eure guten Gedanken und werde ich einmal Kerkermeister und solltet Ihr dann einmal ins Loch kommen, so könnt Ihr Euch auf mich verlassen, ich werde Euch nicht schärfere Eisen anlegen, als ich durchaus muß. Da sollt Ihr Euch davon überzeugen, daß der Freund in der Noth erkannt wird und nicht beim Springetanz."

Das Boot landete am südlichsten Ende von Hallandsaas und Ole band es fest. Hans Faaborg sprang hurtig ans Land. „Soll ich Euch folgen? Ich könnte Euch vielleicht nützlich sein," sagte der Dienstmann, der seine Sticheleien gerne noch länger fortgesetzt hätte, um dem Schreiber mehr Geld abzulocken.

— „Nein, bleib hier, bis ich zurückkomme, ich brauche Dich nicht. Es ist Alles mit List und Verstand besprochen," fügte er mit bedeutungsvollem Lächeln hinzu.

— „Was die Weibsleute Schönes an dem rothhaarigen Gecken sehen, begreife ich nicht," sagte Ole, indem er dem forteilenden Schreiber höhnisch nachsah. „Wenn ich ein Mädchen wäre, ich ließe mein Kammerfenster nicht auf für den großmäuligen Schuft, so lange noch andres Manns-

volk in der Stadt wäre. Aber die Liebe ist blinder als der Maulwurf; da hilft nicht Zaum noch Zügel."

— „Ich wollte, er läge in dem tiefsten Schloßkeller, der aufdringliche Schurke," sagte Hans Faaborg für sich, als er übers Feld ging nach Hans Knaps Haus. „Ich bin ehedem zu tief mit ihm hineingerathen, um ihn jetzt mit Gewalt los werden zu können, und muß behutsam mit ihm umgehen. Treu ist er bei alle dem und verlassen kann ich mich auf ihn. Aber ich würde den nicht für meinen Feind ansehen, der ihm den Dolch bis ans Heft in den Leib jagte."

Je näher er zu Hans Knaps Hause kam, desto langsamer wurde sein Schritt, endlich stand er still und sah sich um. Alles lag in kalten Morgennebel gehüllt, tiefe Stille herrschte rund um ihn her; diese Einsamkeit, worauf er gerade gebaut hatte, machte ihn jetzt ängstlich.

— „Ich bin doch ein Narr, daß ich meine Haut für das Mädchen wagen will. Giebt es nicht hundert Mädchen, die weniger schnippisch sind?" sagte er vor sich hin. — „Aber es giebt nicht viele Mädchen in der Welt, die so hübsch sind — Sie gleicht der Dyveke, aber sie ist schmucker, sie ist jünger und frischer — — — Es ist mir gleich; wenn Dyveke mir ihre Hand geben will, wünsche ich mir nichts Besseres; das wird mich zum großen Mann machen, damit ist uns Beiden, dem König und mir, geholfen, denn jetzt wird sie ihm doch zur Last, da er eine junge Königin hat — — — Aber Anna ist reizend; so schönen Augen, wie sie hat, kann man nicht widerstehen — — — Wagen? Was wage ich? Ich war der letzte von den Gästen, der gestern Abend Hans Knaps Haus verließ, und ehe ich ging, schlich ich mich hin

und schob den Riegel vor die Bodenthür, so daß sie nun nicht heraus kann aus ihrer Kammer — — — Ein Glück war's, daß ich nicht dem norwegischen Thier, dem verdammten Elephanten, begegnete, der sich immer in der Küche umhertreibt; hätte ich an ihn damals gedacht, so hätte ich es doch vielleicht nicht gethan — — — Wenn ich nur durchs Fenster ohne Geräusch hineinkomme, so daß sie nicht eher erwacht, als bis ich drin bin, dann will ich sie schon zur Vernunft bringen — — — Und macht sie Lärm, so kann ich ja auf demselben Wege zurückkommen, ehe irgend Jemand auf die Beine kommt — — — Hier ist ja kein Mensch in der Nähe und von der Stadt kommt Niemand, ehe die Thore geöffnet werden, und wenn sie hier draußen einander mordeten — — — Sie wird schweigen, wenn sie nur ein Bischen Verstand hat, denn Jeder wird doch glauben, daß es ein Stelldichein ist, was sie mir gegeben hat — — — Ole Skaaning glaubt es, er wird seine Seligkeit darauf verschwören — — — Hier ist ja im Grunde nichts zu wagen — — — aber viel zu gewinnen, denn so ein schmuckes Mädchen giebt's weiter nicht — — — Der Subprior der grauen Brüder sprach letzthin von ihr und schmunzelte dabei — — — Wirft der erst ein Auge auf ein Mädchen, so meint er es ernstlich — — — Hm! die Ritter lassen ihr doch nicht lange Ruh bei dem niedrigen Fenster, wenn sie es erst weg haben, daß sie im Hause ist — — Nun denn, Krähe oder Rabe, wir sind ja alle unsers Herrgotts Vögel.“

Unter diesen Betrachtungen war Hans Faaborg bis ans Haus gekommen. Er stand wieder still und machte schweigend dem letzten, schwachen Kampf zwischen Furcht und

Neigung ein Ende; und er hatte weniger zu bekämpfen, als wer in unsern Tagen ein solches Abenteuer wagen wollte, denn zu jener Zeit waren dergleichen Ueberfälle gar nichts Ungewöhnliches trotz aller königlichen Friedensanstalten und Handhabungen guter Ordnung.

Faaborg war einige Zeit mit dem Vorsatz umgegangen, sich den Weg zu Annas Kammer zu bahnen; er hatte deswegen die Mittel dazu überlegt und wußte, wo eine kleine Leiter sich befand, die ihm in die Dachkammer verhelfen konnte. Den Abend vorher hatte er sich davon vergewissert und sie befand sich noch auf ihrem Platz; er zog sie deshalb hervor und sie war bald gegen den Baum gelegt, welcher Annas Fenster beschattete. Mit frohem und klopfendem Herzen stieg der verliebte Schreiber die Leiter hinauf und fing schon an, leise mit seinem Dolch die Bleieinfassung einer der Glasscheiben zu lösen, um sie heraus zu nehmen und auf diese Weise das Fenster zu öffnen — ein Verfahren, das jetzt mehr von Dieben angewandt wird als von Liebhabern.

Kaum hatte Hans Faaborg den Fuß auf die Leiter gesetzt, als sich eine Gestalt von der Bank im Lusthause des Gartens erhob, wo sie ihr Nachtlager gesucht hatte, und sich mit mehr Behendigkeit, als man ihrer Größe hätte zutrauen sollen, längs der Mauer des Hauses hinschlich, wo sie Halt machte, um ihren Gegner zu beobachten. Es war Aslak, der seit Annas Zurückkunft von Hans Knaps Haus sich fast nicht trennte, sich dort immer etwas zu schaffen machte und den Frauen zur Hand ging, um „dem Engel" nahe zu sein, der ihm das Leben gerettet hatte und dem er eine religiöse Anbetung widmete. Und Hans Knaps Frau

war keineswegs unzufrieden, einen so kräftigen Gehülfen bei ihren häuslichen Geschäften zu haben, den sie nicht zu bezahlen brauchte. Aber des Nachts wollte sie ihn nicht beherbergen, weil sie bei seiner Größe und bei seinem Gewicht für ihre Betten besorgt war. Statt aber vor Thoresschluß in die Stadt zu gehen, schlich er sich des Abends zurück und brachte die milden Nächte auf einer Bank im Lusthause zu, von wo er Annas Fenster sehen konnte, sowie er die Augen öffnete.

Als Faaborg an die Fensterscheibe Hand anlegte, hatte Aslak schon die Leiter angefaßt, ohne daß Jener es merkte, und ehe das Blei dem spitzen Dolche nachgab, war der Schreiber mit einem kräftigen Ruck von dem Fenster losgerissen und schwebte in der Luft auf der vorletzten Sprosse der Leiter, welche Aslak mit fester Hand in aufrechter Stellung hielt. Faaborg that einen unwillkürlichen Ausruf, er verlor das Gleichgewicht und konnte sich vor einem Sturz nur dadurch retten, daß er den Dolch fallen ließ und die oberste Sprosse mit beiden Händen ergriff. In dieser schwierigen und lächerlichen Stellung ward es ihm nicht leicht, sich fest zu halten, aber Aslaks verschlingender Blick benahm ihm den Muth, nur einen einzigen Schritt hinab zu thun, sofern dies freilich möglich gewesen wäre, ohne zu fallen.

Da Aslak seinen Feind in dieser trübseligen und rettungslosen Lage sah, verzog er sein Gesicht zu einem entsetzlichen Grinsen und stieß ein schluchzendes Gelächter aus, das die Leiter bewegte, so daß Faaborg baumelte wie eine Frucht, die im Begriff ist, vom Baume niedergeschüttelt zu werden. Aslak fand eine tückische Freude daran, diesen schwankenden Zustand zu verlängern. Faaborgs Herz pochte

vor Furcht, er verfluchte seine trostlose Stellung und hätte den Ole Skaaning gern zu Hülfe gerufen, wenn er nicht besorgen mußte, von dem Kämpen zerquetscht zu werden, ehe sein alter Kamerad zum Entsatz herbeikommen konnte. „O hätte ich nur den Dolch,“ sagte er für sich in tödtlicher Verzweiflung, „hätte ich nur meinen Dolch, so wagte ich einen Sprung und jagte ihm den in den Leib; aber nun bin ich ganz in seiner Macht.“

Und in dieser Ueberzeugung fing er an, mit schmeichlerischer Stimme eine Unterhandlung wegen seiner Freilassung mit dem Elephanten anzuknüpfen; er gab ihm die freundlichsten Worte und versprach ihm goldne Berge, aber Aslak antwortete ihm nur dadurch, daß er die Zunge gegen ihn hinausreckte; und da er sich endlich erbot, ihm einen Dienst im Schlosse zu verschaffen und ihn unter das Gesinde des Königs zu bringen, wo er gute Tage haben sollte, so spie ihm der Elephant ins Gesicht mit einer solchen Miene des erbitterten Hasses, daß Faaborg plötzlich einen verwegenen Schritt hinabmachte, denn an einen Vergleich konnte er nicht mehr denken und mußte sich auf die Hurtigkeit seiner Füße verlassen. Er wollte bloß so weit die Leiter hinabtreten, daß er ohne zu stürzen sich mit dem Kopf aufrichten könnte, um mit einem verwegenen Sprung zur Erde zu kommen und sein Heil in der Flucht zu suchen, ehe sich der Elephant von der Leiter frei machen könnte, in welche er mit dem Arm hineingefaßt hatte. Aber in demselben Augenblick hob Aslak diese so hoch in die Höhe, daß der Elende bis über das Dach des Hauses hervorragte und ein Sprung ihm wie ein Sturz in den Abgrund erscheinen mußte. Der

Kämpe schlug wieder sein häßliches Gelächter auf, als er seinen Feind hoch oben in der Luft in so jämmerlicher Lage erblickte, und war er bis jetzt noch zweifelhaft gewesen, was er mit seiner Beute machen solle, so faßte er jetzt plötzlich einen Entschluß, welchen ein minder starker Mann, auch wenn er ihn faßte, nicht hätte ausführen können.

Unfern von dem Hause floß der Sankt Annabach, der, nachdem er unter der Brücke der Kapelle vorübergeschlüpft war, in einen kleinen Busen des Sundes fiel, der in Hallandsaas hineinschneidet. Ungeachtet die Schiffe nicht so weit herankommen konnten, um hier anzulegen, war das Wasser ziemlich tief. Dahin nun lief Aslak mit seinem Opfer mehr, als er ging.

Als Faaborg sah, welch ein verzweifeltes Schicksal ihm sein Henker ausersehen hatte, entschloß er sich abermals zu einem Rettungssprunge, der Ausfall möge sein wie er wolle; aber es war zu spät, sein Fuß glitt aus, er blieb zwischen den Sprossen hängen und in demselben Augenblicke stürzte Aslak die Leiter sammt dem Schreiber ins Wasser, das über dem Versinkenden zusammenschlug mit einem Platschen, das beinahe des Kämpen Gelächter und den Angstruf des Unglücklichen übertäubte. Als Aslak den Schreiber in den Wellen begraben hatte, wandte er ihm frohlockend den Rücken und ging nach dem Hause zurück, indem er sich dunkel des stolzen Gedankens bewußt war, daß er einen Theil seiner Schuld an den Engel abgetragen habe.

Klaus Daa und Gustav Erikson saßen noch stumm auf der Bank bei einander und erwarteten den Sonnenaufgang, als das Gelächter, das der Kämpe aufschlug, als er den

Schreiber auf der Leiter gefangen hielt, ihre Ohren traf, ohne daß sie die Ursache errathen konnten. Klaus Daa stand rasch auf, um sich von diesem seltsamen Schall nähere Kunde zu verschaffen, und Gustav folgte ihm. Ihre erste Bewegung war ein Griff nach den Schwertern gewesen — aber sie hatten sie bei den Pferden gelassen. Da jedoch damals Niemand seinen Dolch ablegte, waren sie nicht unbewaffnet.

Sie erreichten bald den Gartenzaun an Hans Knaps Haus, von wo sie denn eine seltsam zusammengebogene, zwerghafte Gestalt sich in der Luft über den Bäumen bewegen sahen, als ob sie zwischen Himmel und Erde schwebte; denn die dünne Leitersprosse war in der schwachen Morgenbeleuchtung nicht sichtbar und der Kämpe war verdeckt von dem Gebüsch des Gartens. Aberglaube herrschte damals bei allen Klassen und unsere jungen Edelleute waren deshalb nicht weniger muthig als irgend ein junger Kavalier unserer Tage, weil sie anhielten und ein Kreuz schlugen bei diesem Anblick. In demselben Augenblicke hob sich die Gestalt wie durch Zauberei noch höher in die Luft und bewegte sich wie ein schwebendes Meteor hurtig dem Wasser zu. Hier machte sie plötzlich eine Bewegung, breitete die Arme wie Flügel aus, als ob sie sich noch höher heben wolle, und verschwand. Zugleich erscholl eine Mischung von Gelächter, Schrei und Wassergeplätscher, das vielleicht einen von unseren neuzeitigen Kavalieren zur bedenklichen Vorsicht gebracht haben würde; aber in den Ohren der beiden jungen Männer klang es wie eine Aufforderung zu einem ritterlichen Abenteuer, das man nicht auf sich warten lassen

dürfe. Sie sprangen rasch über den Zaun und eilten auf verschiedenen Wegen durch den Garten und plötzlich stand Gustav vor dem Kämpen, welcher triumphirend zurückkehrte und, sobald er ihn sah, ihm entgegenlief mit geballten Fäusten, in der Meinung, daß er einen neuen Kampf zu bestehen habe. Der junge Mann betrachtete ihn einen Augenblick mit Verwunderung, der Zwerg in der Luft war verschwunden und ein Kämpe bot sich ihm statt dessen dar. Aber ein Abenteuer hatte er ja gesucht und ohne sich um Veranlassung oder Zweck zu kümmern, nahm Gustav den sich ihm darbietenden Kampf an. Sie rangen ein Weilchen und es glückte dem jungen Schweden, seinen Gegner umzuwerfen; aber jetzt packten ihn die sehnigen Arme des Kämpen mit solcher Kraft, daß er nicht im Stande war, sich unter der großen Masse zu rühren, und es war nur die Langsamkeit der Bewegungen des Elephanten, welche ihn rettete, von Hans Faaborgs Dolche durchbohrt zu werden, dessen sich Aslak bemächtigt hatte. Während dieses Kampfes, wobei es nicht ohne Schrei und Geräusch abging, kam Klaus Daa herbei, der vergebens auf der andern Seite des Gartens das verschwindende Phantom gesucht hatte. Als er seinen Freund in der Gewalt eines so übernatürlichen Feindes sah, rief er seinen Heiligen bei Namen und zog den Dolch, um Gustav zu befreien. Aber Aslak, welcher diese Bewegung gesehen hatte, ließ hurtig von Gustav ab und wälzte sich seitwärts auf der Erde hin, so daß ihn der Stoß verfehlte. Mit lautem Schrei sprang Aslak auf und fuhr auf Klaus Daa los, der inzwischen beschäftigt war, Gustav aufzuhelfen, den er verwundet glaubte, und ehe er dem

Stoße ausweichen konnte, hatte Faaborgs Dolch ihm den linken Arm geritzt. Aslak schwang den Dolch abermals mit einem ausfordernden Rufe, er fühlte seine ganze Kraft in diesem Augenblicke, es war das erste Mal in seinem Leben, daß er eine solche Waffe in seiner Hand hatte. Aber da kein neuer Angriff erfolgte, ging er auch nicht mehr angriffsweise zu Werke, sondern stellte sich vor den Eingang des Hauses und fuhr fort, zu brummen und die Zähne zu fletschen wie ein wildes Thier, das den Eingang zu seiner Höhle vertheidigt.

Ungeachtet der Lärm und dieser wiederholte Ruf die Bewohner des Hauses geweckt haben mußten, zeigte sich doch nicht die mindeste Theilnahme an dem, was draußen vorging. Man war damals an gewaltsame Auftritte zu sehr gewöhnt, als daß es nicht jeder Bürger für das Klügste gehalten hätte, innerhalb seiner verschlossenen Thüren zu bleiben und sich nicht in fremden Streit zu mischen. In Hans Knaps Hause blieb deswegen Alles ruhig. Und da die beiden jungen Männer keine Gefahr für die Bewohner der Hauses sahen, sondern vielmehr annehmen mußten, der Kämpe sei ein Wächter desselben, verließen sie den Wahlplatz und kehrten zu ihren Pferden zurück, nur wenig befriedigt von dem Abenteuer, das sie bestanden hatten.

Nicht weit von dem Hause begegneten sie den Reitknechten mit den Pferden; diese hatten den Lärm gehört und fürchteten, ihre Herren wären in einen Hinterhalt der berüchtigten, friesischen Seeräuber gefallen, der Bande des langen Peter, die bisweilen an den seeländischen Küsten landete und ein fortwährender Gegenstand des Schreckens war für

das gemeine Volk, das bei Weitem die Heldenthaten dieser Barbaren übertrieb; denn ihr ganzer Auftritt war darauf berechnet, einen abergläubischen Schreck einzuflößen, weil sie sich verkleideten und als Feldzeichen auf ihren Kleidern Galgen und Rad weiß ausgenäht trugen. Ungeachtet dieser Räuber „gegen fünfhundert grimmige Schelme von Bootsmännern, Bogenschützen und Knechten," wie die Chronik sagt, in seinem Dienste hatte und sich den stolzen Titel „der Dänen Stürmer, der Bremer Zuchtmeister, der Hamburger Teufel und der Holländer Peiniger" gab, ungeachtet er sein Unwesen meistens in der Nordsee trieb, so fürchtete man seinen Ueberfall doch an allen dänischen Küsten. Sobald die Reitknechte Unrath merkten, kamen sie gleich mit den Pferden zum Entsatz herbei und nahmen den Weg, den sie ihre Herren hatten nehmen sehen. Aber statt des langen Peters gefürchteter Freibeuterbande fanden sie die Ritter allein, die ziemlich verstimmt und wortkarg waren; Klaus Daa hatte ein Tuch um seinen linken Arm gebunden, aber außer diesem Zeichen eines bestandenen Kampfes sahen sie nicht die geringste Spur von Menschen.

Das Gelächter des Kämpen war auch dem Ole Skaaning zu Ohren gekommen, aber da Alles still blieb, legte er sich wieder am Strande ins Gras und überlegte, wie viel er auf dem Heimwege dem Hans Faaborg durch Sticheleien und Drohungen abpressen könne. Da vernahm er plötzlich Gelächter, Geschrei und Geplatsch im Wasser. Ole sprang auf. „Es geht da nicht mit rechten Dingen zu," sagte er für sich, „sie übermannen ihn. Aber was wollte er auch da, der rothhaarige Narr. Weiß nicht jeder Mensch, daß Liebe

einen süßen Anfang hat, aber ein beschwerliches Ende? Aber die Gans geht so lange in die Küche, bis sie am Spieße sitzt. Es war abgemacht, sprach er, mit List und Verstand. Ja, Mannslist ist wohl behende, aber Weibeslist ist sonder Ende und, wie es scheint, ist er zwischen Hammer und Ambos gerathen. Aber Niemand soll sagen, daß Ole Skaaning einen Kameraden in der Klemme gelassen hat oder daß er sich vor einer Schlägerei gefürchtet hätte; Schmiedekinder scheuen keine Funken und Ole ist schon oft da gewesen, wo es scharfe Messer gab."

Während dieses Selbstgesprächs zog er sein Messer und eilte übers Feld dahin, von wo der Schrei gekommen war. Er hörte verworrenen Lärm und mehrere Stimmen, aber nicht des Schreibers wohlbekannte Laute. „Sollten sie mit ihm fertig sein?" dachte er. „Man sollte es fast glauben, denn die Gans schnattert nicht mehr, wenn sie abgekehlt ist. Der Tod ist ein schneller Jäger, dem Niemand entläuft; wenn er todt ist, so nützt es nicht, wenn ich auch in die Klemme komme. Es ist besser, sich von Vieren zu Grabe tragen zu lassen, als selbst auf seinen zwei Füßen hinzugehen, und das ist ein dummer Fuchs, der bei Tageslicht in die Falle läuft."

Während Ole diese Betrachtungen anstellte, hatte Hans Faaborg seinen Fuß aus der Leiter befreit, welche jetzt sein Rettungsmittel ward. Die Tiefe des Wassers kam ihm zu Hülfe; es glückte ihm, auf die Leiter zu kommen, und so gelangte er ohne große Anstrengung ans Land hinter einigem Gebüsch unfern von der Stelle, wo ihn Aslak hineingestürzt hatte. Aber er war so betäubt, daß er seinem Gegner

beinahe wieder in die Hände gerathen wäre, statt ihm zu entfliehen, wenn nicht der verworrene Lärm der Kämpfenden ihn gewarnt hätte. Zitternd und bebend vor Schrecken, Unwillen und Frost schlich er zurück längs dem Seeufer in der Richtung des zurückgelassenen Bootes und traf so auf Ole Skaaning, der ihn mit Fragen überschüttete, was, wie und warum. Aber jetzt waren seine Leibes- und Geisteskräfte erschöpft und er sank ohne Bewußtsein auf das Feld nieder.

— „Sie haben ihm doch den Rest gegeben,“ brach Ole aus, „und im Wasser ist er auch gewesen. Ein geschlagener Mann thut keinen Widerstand, jetzt rührt er sich nicht von der Stelle. Ein todter Hund beißt Niemanden; sonst war er meiner Treu beißig genug und es war schwer, ihn zahm zu machen. Das muß eine schlimme Gesellschaft gewesen sein, in die er gerathen ist, und er versprach sich doch alles Gute; aber man wird von dem am leichtesten betrogen, dem man am meisten traut. Hier soll er nicht liegen bleiben als Futter für die Krähen, so lange Ole Skaaning ihn fortschleppen kann.“

Und unter einem Strom von Sprichwörtern, welche wir nicht wiederholen, nahm Ole den Schreiber auf die Schultern und ging mit ihm nach dem Boote zu.

Er hatte es noch nicht erreicht, als er Pferdegetrappel hinter sich hörte. Er sah sich um; vier Reiter kamen getrabt, zwei von ihnen waren geharnischt und bewaffnet.

Der vorsichtige, alte Diener des Klaus Daa hatte die Augen überall, während sie nach dem östlichen Thore zu ritten; er entdeckte einen Mann, welcher einen Todten oder

vielleicht einen Verwundeten zum Seeufer hinunter trug, wahrscheinlich um ihn ins Wasser zu werfen. Er theilte seinem Herrn diesen Argwohn mit und die Ritter beschlossen, sogleich die Sache zu untersuchen. Der Waffenklang und das Pferdegetrappel auf dem Blachfelde machte den Flüchtenden aufmerksam auf die Gefahr und beschleunigte seine Schritte. Gleichwohl würde er mit der schweren Bürde auf den Schultern dennoch von den Reitenden eingeholt worden sein, wenn nicht Hans Faaborg zu rechter Zeit wieder zu sich gekommen wäre.

— „Könnt Ihr Eure eignen Beine gebrauchen?“ fragte Ole sehr froh, zu bemerken, daß sein Kamerad nicht todt sei. „Herunter und versprecht Euren Füßen ein Paar neue Schuhe, wenn sie Euch von diesen Reitersleuten befreien können. Kommt, Hans Faaborg, der Tod läßt nicht auf sich warten; es ist besser, in den Busch zu kriechen, als zu baumeln im Halseisen. Es ist besser, daß Andere sagen: Da läuft er, als: Da liegt er!“ — Und mit diesen aufmunternden Worten ergriff er den Schreiber beim Handgelenk und zog ihn mit sich über Stock und Stein.

Sie erreichten das Boot. Ole Skaaning warf seinen Herrn mehr hinein, als daß er ihm einsteigen half; dann sprang er selbst nach und stieß ab. Es war die höchste Zeit, denn schon hielten die vier Reiter am Rande des Ufers, aber es waren bereits einige Faden Wasser zwischen ihnen und den Verfolgten. Dieser Abstand gab dem Ole seine alte Frechheit wieder.

— „Was wollt Ihr und wer seid Ihr, daß Ihr Wanderer und Reisende verfolgt?,“ rief er ihnen zu.

— „Ich gehöre zu des Königs Gefolge und heiße Klaus Daa,“ antwortete der junge Mann mit mehr Aufrichtigkeit als Klugheit, „und ich fordere Dich zur Rechenschaft, was Du hier zu schaffen hast um diese Zeit und warum Du fliehst? Hattest Du nichts gegen Königs Gebot verübt, so brauchtest Du nicht zu laufen; wer flieht, macht sich selbst verdächtig.“

— „Es ist leicht, den zu jagen, der selbst gerne läuft,“ antwortete Ole spottend. „Ich und mein Vetter, wir sind zwei Ellen von einem Stück, wenn unsere Kleidung auch nicht danach aussieht; wir reisen immer auf diese Weise; erst reitet er auf mir und dann reite ich auf ihm. Aber ich weiß nicht, was es Euch angeht, wenn wir reiten wollen, ohne daß es uns Hafer kostet.“

— „Unverschämter Schlingel!“ brach Gustav aus und spornte sein Pferd ins Wasser hinein; aber es sank, es war zu tief, er mußte wieder umwenden.

— „Wer bei Zeiten den rechten Weg nimmt, der verirrt sich nicht,“ sagte Ole. „Der Reiher sinkt unter, denn er kann nicht schwimmen. Einige reisen zu Lande, Andere zu Wasser. Aber kommt nur zu uns hergeritten, vielleicht trägt Euch das Wasser besser, als Ihr glaubt, denn wer hängen soll, der ersäuft nicht, es müßte denn das Wasser über den Galgen gehen.“

In seiner Erbitterung riß Klaus Daa seinen Dolch aus dem Gürtel, nahm ihn in die Hand wie einen Wurfspieß, zielte und schleuderte ihn nach dem vorlauten Spötter. Ole bückte sich, der Dolch flog ihm über den Kopf ins Wasser.

— „Ein Schuß daneben bringt den Hasen nicht ums

Leben," sagte Ole mit Kaltblütigkeit, indem er doch mit dem Ruder ins Wasser fuhr und das Boot weiter vom Ufer entfernte. „Nun dank' ich Euch für gute Gesellschaft. Aber Ihr müßt es nicht übel nehmen, daß wir uns fern von Euch gehalten haben, denn wer mit Hunden zu Bette geht, wißt Ihr wohl, der steht mit Flöhen auf."

Die erbitterten Edelleute, die die Unmöglichkeit einsahen, für diesen Hohn Rache zu üben, zogen sich vom Ufer zurück. Da rief ihnen eine Stimme noch nach aus dem Boote: „Herr Klaus Daa thäte besser, wenn er sich um sich selbst bekümmerte und zusähe, wie er davon kommen wird, wenn er dem Könige von seinem Thun und Lassen Rechenschaft ablegen muß, als unschuldige Leute zu überfallen wie ein Straßenräuber und sich in noch üblern Ruf zu bringen."

Klaus Daa hielt sein Pferd an und sagte zu seinem Gefährten: „Das war nicht der grobe Fährmann, der mir diesen Rath gab, sondern Einer, der die Angelegenheiten bei Hofe kennt. Einem guten Rathe soll man folgen und wenn er von einem Feinde kommt. Wahrlich, der wäre nicht unser Feind gewesen, der uns gerathen hätte, in dieser Nacht nicht auf Abenteuer zu gehen."

Die Thorwächter stießen ins Horn und einen Augenblick darauf ward das Fallgitter aufgezogen und die Zugbrücke niedergelassen. Indem stieg die Sonne in ihrer vollen Pracht über das Meer empor und ihre Strahlen vergoldeten die Thurmspitzen der Hauptstadt. Alle Glocken in den Kirchen und Klöstern begrüßten des Tages Anbruch und als die vier Reiter durch die Gassen ritten, tönten feierliche Metten oder Morgengesänge mit den tiefen Stimmen der

Mönche aus den Kapellen, an denen sie vorüberzogen, und die Leute fingen schon an, sich an ihr Tagewerk zu begeben.

Sobald die Ritter dem Wasser den Rücken gekehrt hatten, brauchte Ole sein Ruder so tapfer, daß das Boot bald hinaus gelangte durch den breiten Strom zwischen Bremerholm und der Stadt.

— „Das war ein tüchtiges Stück Arbeit und hat Beine und Redens gekostet,“ sagte er, während er mit allen Kräften ruderte. „Aber ein Arbeiter ist seines Lohnes werth und wenn Ihr nicht einseht, daß ich in dieser Nacht Euch Leben und Ehre gerettet habe, so seid Ihr ein undankbarer Kuckuck. Eine Freundschaft ist der andern werth. Wäre Ole Skaaning nicht gewesen, so lägt Ihr jetzt und kehrtet die Nase in die Höhe. Gold ist in der Gluth zu proben, Freunde in der Noth zu loben. Besser, treue Freund' ein Paar, als Rückenkehrer eine Schaar. Aber es ist ja nicht mehr als billig unter Kameraden und wir sind nun einmal dazu geschaffen, Leid und Freud mitsammen zu tragen seit den Großthaten unserer Jugend. Aber Gott und alle Heiligen! Da blasen sie ja schon im Thore. Es wird zu spät, bis zum Schlosse zu rudern, zumal wenn man noch einen Rücken hat, der empfindlich, und einen Hals, der kitzlich ist. Ich will dem Büttel nicht für einen halbjährigen Sold in die Klauen gerathen und der Schloßhauptmann könnte vielleicht Lust haben, mehr zu fragen, als Ihr beantworten könnt, Hans Faaborg, wenn er Euch um diese Zeit zu Kahne nach dem Schlosse fahren sieht. Ein kluger Mann soll sich nicht von einem Narren ausfragen lassen. Es ist am besten, ein Versteck zu suchen, denn wenn sie erst den

Sack schütteln, so sehen sie auch, was drin ist, und wer sich in die Karten gucken läßt, der verliert sein Spiel. Aber das muß eine feine Nase sein, die die Spur im Wasser riecht. Und da das Blut nie so dünn ist, daß es doch dicker ist als Wasser, so wird meine ehrsame, alte Base der Blutsverwandtschaft halber das Boot schon unter ihrem Hause bis morgen Nacht in Versteck nehmen."

Von dem Wasser bei Bremerholm ging in früheren Zeiten ein kleiner, enger Kanal nach der Sankt Nikolaikirche; dieser Kanal war späterhin von Häusern überbaut durch Wölbungen, so daß er nur noch für kleine Fahrzeuge zugänglich war, die unter den Häusern hindurchrudern konnten. Diese Häuser waren von Anfang an meistens von königlichen Seeleuten bewohnt, weshalb sie Schifferbuden hießen. Diesem dunkeln Gewölbe drehte Ole sein Boot zu und versäumte nicht, seine Mütze zu lüften in dem Augenblicke, wo er vom Licht in die Finsterniß fuhr, wie die Seeleute zu thun pflegen, wenn sie vom Mondschein in den Schatten segeln, um den Zorn der bösen Mächte abzuwenden, die sich in der Dunkelheit aufhalten könnten.

Eine kalte Grabesluft schlug ihnen entgegen, so daß den durchnäßten Faaborg ein Schauer durchbebte. Er mußte sich bücken, um nicht an die unebenen Steine des Gewölbes anzustoßen, aber Ole kannte diesen Versteck und ohne anzustoßen brachte er den Kahn bis zu einer kleinen, steilen Treppe, welche vom Kanal nach dem Hause seiner Base hinaufführte und wo er es festband. Und eben so schnell wie Klaus Daa und Gustav Erikson in der Wohnung Ruhe fanden, die sie nach den Anstrengungen der Nacht erwartete, ward

der durchfrorene Hans Faaborg zu Bette gebracht bei Ole Skaanings „ehrsamer, alter Base, welche christlich lebte und sich vom Strandgut nährte," von Vielen wegen ihrer Hexenkünste besucht und von Einigen wegen der heimlichen Dienste, welche sie ihnen leistete, begünstigt, von Madame Sigbrit aber insbesondere gehaßt wurde wegen der Prophezeiungen, welche sie unter den Leuten zu verbreiten wußte, wenn sie umherwanderte in verschiedenen Verkleidungen, bald als Bettlerin, bald als Hausirerin mit Heiligenbildern und Paternosterbändern. Unter diesen Voraussagungen war auch die, welche insgemein St. Brigittens Prophezeiung hieß in Betreff des sechsten Königs, der mit Schrecken endigen sollte, und diese war der Sigbrit vorzüglich ein Dorn im Auge. — Während der Schreiber schlief, hatte Ole Skaaning eine lange Unterredung mit seiner Base und erzählte ihr so viel von dem fremden Gaste, als er für nöthig hielt, sie wissen zu lassen. Als Hans Faaborg spät am Vormittage Elsbeth Bagers Haus verließ, war er an Leib und Seele gestärkt und hierzu trug der köstliche Liqueur Hippokras nicht weniger bei, welchen „die kluge Frau" heimlich an ihre Kunden verkaufte, als die glücklichen Prophezeiungen, welche sie theils aus den Linien seiner Hand, theils aus andern Anzeichen herauslas, so daß der Schreiber des Schloßhauptmanns sich in seinem Herzen freute über die Bekanntschaft, die er mit Ole Skaanings Base gemacht hatte.

Die Besuche.

Die scheinbar unbedeutende Wunde, welche Klaus Daa in jener Nacht am Arm bekommen hatte, war acht Tage nachher noch nicht geheilt, sei es nun, daß Faaborgs Dolch in irgend eine schädliche Materie getaucht war oder daß er sie mit Sorglosigkeit behandelt hatte. Er mußte den Arm in einer Binde tragen und konnte daher keinen Aermel darüber ziehen, so daß er sich weder bei Hofe vorstellen noch daran denken durfte, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit aufzusuchen, die schöne Adelgunde, eine Tochter des Ritters Jochum Griis zu Holm. Nach Klaus Daas Berechnung mußte diese junge Dame einige Tage zuvor mit ihrer Mutter in der Stadt angekommen sein.

Die gezwungene Ruhe zu einer Zeit, wo er so viel Veranlassung hatte, thätig zu sein, machte ihn äußerst mißmuthig. In dieser Stimmung fand ihn Gottfried von Ghemen und sie ward nicht vermindert, als der Bürger unangemeldet eintrat, und der junge Mann mußte sich vorwerfen, daß die Unbilligkeit, die er gegen seines Vaters alten, treuen Diener dadurch bewiesen hatte, daß er ihn von

einem Ende der Stadt zum andern jagte, um ihm ein Paar neue Sporen zu verschaffen, welche er doch für den Augenblick nicht gebrauchte, Schuld an dieser ihm so ungelegenen Ueberrumpelung war. Der Buchdrucker stellte sich selbst vor unter manchen Bücklingen und Ceremonien als dankbaren Schützling des würdigen, alten Herrn Oluf Daa; er hatte vor vielen Jahren, als er zur Stadt kam, um sich hier anzusiedeln, ein Empfehlungsschreiben an Ritter Oluf Daa aus dem Auslande mitgebracht und der alte Ritter war sein günstiger Beschützer gewesen. Als er daher erfuhr, daß sein Sohn angekommen war, hatte er es nicht einen Augenblick aufschieben wollen, ihm seine Hochachtung zu bezeigen, sich seiner Gewogenheit zu empfehlen und ihm seine geringen Dienste anzubieten, sofern er davon Gebrauch machen könne.

Der junge Edelmann empfing den Bürger mit steifer, zurückhaltender Höflichkeit, welche Jenem keine Lust einflößen konnte, den Besuch zu verlängern. Nichts desto weniger ließ sich Gottfried von Ghemen weitläufig über die vergangene Zeit aus und schien nicht zu ahnen, wie ungelegen sein Besuch sei. Klaus Daa, der ein Weilchen nur ein einzelnes Wort hin und wieder dazu gab, schwieg zuletzt ganz still. Der Buchdrucker hatte seine ganze Reise von Deutschland bis Kopenhagen erzählt und von jedem Zwiegespräch Nachricht gegeben, das er zu seiner Zeit mit Herrn Oluf Daa gehabt habe, und die Unterhaltung stockte. „Gott sei gelobt, nun wird er endlich gehn,“ dachte der junge Rittersmann. Aber sein Gast sah sich in dem ärmlichen Zimmer um, welches Klaus Daa bewohnte, und

sagte: „Der Sohn meines Beschützers hat keine Wohnung getroffen, wie ich sie ihm wünsche. Als ein Herr beim Hofe des Königs seid Ihr schlecht versehn. Hier sind zum Beispiel nur wenige Stühle, man hat Euch nicht einmal ein Kanapee besorgt, wie es jetzt Mode ist. Wollt Ihr deshalb gütigst erlauben — — —"

— „Ich danke Euch, ich wohne recht gut."

— „Wenn ich gehorsamst Euch einige Gemächer in meinem geringen Hause anbieten dürfte — — — Alles, was ich habe und mein nenne, schulde ich der Gnade des Königs und dem Schutze Eures Vaters, es würde mir sehr lieb sein, wenn Ihr mir verstatten wolltet, dem Sohne meines Beschützers Gastfreiheit zu beweisen."

— „Ich danke Euch, ich bin nun einmal hier eingerichtet. Auch liegt es mir bequem, da das Schloß nicht allzu weit entfernt ist."

— „Ihr mögt mir gnädigst erlauben, daß der Fischermarkt, wo mein Haus liegt, dem kopenhagner Schloß näher ist als die Sackgasse, die überdies ein passenderer Aufenthalt ist für Bader, Gerber und Fischweiber als für einen Edelmann."

— „Die Wahrheit zu sagen, hab ich mir dies Quartier nicht selbst gewählt, sondern es mir durch einen Burschen meines Vaters besorgen lassen und der hat es nicht besser verstanden; vermuthlich hat er meinen Wirth, den Gerber, gekannt."

— „Ueberdies gehört Johann Spegelberg zu den Frommen und auf die Treue und den Glauben von dergleichen

Leuten baue ich nicht eben," sagte der hartnäckige Buchdrucker.

— „Wenn der Mann, wie er nun heißen mag, auch ein Muhamedaner wäre, so frage ich nichts danach, da wir Beide, ich und er, nichts mit einander zu schaffen haben," sagte der junge Mann mit hochmüthiger Miene.

— „Wenn ich nicht das Glück haben soll, Euch unter meinem Dache zu beherbergen, so darf ich Euch doch vielleicht meine Dienste anbieten, Euch anderswo ein besseres zu besorgen," fuhr der gutmüthige Buchdrucker fort.

— „Ich wünsche Euch keine Mühe zu verursachen."

— „Ihr wärt doch am besten bedient in meinem Hause, edler Herr. Ihr seid krank, ich habe eine alte Schwester, welche sich recht auf Krankenpflege versteht. Mein Haus ist groß und weitläufig, gedankt sei es dem König und Eurem Herrn Vater, und Ihr würdet ganz ungestört sein können."

Klaus Daa machte eine ablehnende, aber doch verbindliche Bewegung und schwieg. Der Buchdrucker schwieg auch aus Verlegenheit; gleichwohl wollte er noch nicht gehn. Endlich sagte er: „Ihr denkt wohl bald zu Hofe zu gehn, edler Herr," aber diese Worte wurden weniger wie eine Frage als vielmehr wie eine Sache, die sich von selbst versteht, ausgesprochen.

— „Für jetzt bin ich krank, wie Ihr selbst eben bemerktet."

— „Aber nicht bedeutend, hoffe ich. Vielleicht ist Euer Arm verrenkt?"

— „Nein, das wohl nicht."

— „Vielleicht ein kleines Andenken vom Fechtboden?"

— „Nein.“

— „Nicht? — Vielleicht ein kleines, von selbst gekommenes Geschwür? Ja, klein Geschwür, große Pein, das kann oft schlimmer werden als eine ordentliche Wunde.“

— „Nein, zum Teufel! Ich sehe nicht ein, was es Euch angeht, Meister Ghemen, was meinem Arme fehlt.“

— „Ich will mir nur erlauben, die Hoffnung zu äußern, daß der Schade Euch nicht lange hindern mag, an den Lustbarkeiten des Hofes Theil zu nehmen,“ sagte der Buchdrucker verlegen.

— „Ich sehe nicht ein, was es Euch für ein Vergnügen machen kann, Meister Buchdrucker, ob ich an den Hoflustbarkeiten Theil nehme oder nicht,“ sagte Klaus Daa mit einer nachlässigen Bewegung der Hand, die wohl als ein Abschiedswink des Oberen an seinen Untergebenen gelten konnte. „Wir treffen einander doch wohl nicht bei Hofe?“

— „Nein, das freilich nicht, edler Herr,“ antwortete Gottfried von Ghemen. „Ich komme nicht öfter in das Schloß, als wenn Se. Gnaden der König es befiehlt, und mit den Lustbarkeiten daselbst hat ein Bürger nichts zu schaffen, denn Hoffeste sind für den Adel und nur wenn die Noth über sie kommt, kennen Könige die Bürgersleute. Gleichwohl komme ich doch oft genug an den Hof, um zu wissen, daß es zu Eurem Besten diente, wenn Euer Arm geheilt wäre; denn das Sprichwort sagt: Wer da ist, bekommt das Fleisch, wer nicht da ist, die Knochen; aber es ist wohl nicht immer richtig, wenn es heißt, daß der aus dem Sinn ist, der Einem aus den Augen ist.“

Es lag so viel Würde und Gutherzigkeit in der Weise,

womit der Buchdrucker sprach, daß seine Rede unwillkürlich auf den jungen Ritter einwirkte. Er nahm eine weniger nachlässige Stellung an als bisher und sagte: „Ich verstehe in Wahrheit nicht, was Ihr meint.“ Aber als ob es ihn auf der Stelle gereue, dem Bürger so viel Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, warf er sich wieder zurück in den Stuhl und sagte: „Ihr haltet es mit den alten Sprichwörtern; so will ich Euch auch mit einem Paar aufwarten: Es ist keine so geringe Vogtei, sagt man, die nicht einen Scheffel Hafer einbringt — Jeder bekümmert sich am besten um sein Bier und seine Lieder — und: Nicht Alle, die kommen, sind willkommen.“

Der Buchdrucker stand auf und sagte: „Edler Herr, es thut mir leid, daß Ihr Mißtrauen in mich setzt und daß ich Euch nicht willkommen bin, aber noch mehr, daß man bei Hofe von Euch schlecht spricht, und es sollte mir sehr wehe thun, wenn — — — wenn ein Sohn meines Beschützers es verdiente, daß man so von ihm spricht.“

— „Meister Ghemen!“ sagte Klaus Daa drohend und sprang erbittert auf, „was erdreistet Ihr Euch, mir zu sagen?“

Aber Gottfried von Ghemen ließ ihn nicht ausreden. „Edler Herr! Hört mich mit Ruhe an. Das ist das Einzige, worum ich Euch bitte. Ihr werdet doch wohl überzeugt sein, daß ein alter Bürgersmann nicht zu einem jungen Ritter kommt, um ihn zu beleidigen. Auch bin ich nicht gekommen, um mir einen Gewinn dadurch zu verschaffen, daß ich Euch mein Haus anbiete, und eben so wenig verlange ich Euer Geldmäkler zu sein oder Eure Angelegenheiten

zu besorgen, wozu sich genug Kaufleute melden werden, die gewohnt sind, dergleichen für junge Edelleute zu übernehmen. Nein, nichts von alle dem ist die Ursache meines Kommens. Aber Euer Vater war mein — ja, ich darf es sagen, er war mir ein Freund und das ist mehr als ein Beschützer, das vergesse ich nie; und wenn ich von seinem Sohne üble Nachrede hörte, ohne ihn zu warnen, so wäre ich nicht werth, daß mir hinfort noch Jemand über die Thürschwelle vertraute."

— „Ueble Nachrede? Meister Ghemen, wenn es so ist, so bitte ich Euch, mir meine Afterredner zu nennen, damit ich sie zur Rechenschaft ziehe, und wahrlich, so lange ich ein Schwert führe, soll Niemand ungestraft meinen Namen auf andre Weise nennen als mit Achtung. Wer hat schlecht von mir gesprochen?" wiederholte er auffahrend.

Der erfahrne, alte Bürger hatte viel zu thun, um den unerfahrnen, jungen Edelmann zu belehren, daß es bei Hofe ein Wesen giebt, das keinen Namen und keinen Stand hat und doch unendlich mächtig ist, mit Allen umgeht vom König bis zum Küchenjungen, zeitig aufsteht und spät zu Bette geht, wachsamer ist als die Thurmwächter, das Alles weiß und mehr als Alles, unwiderleglich ist, obgleich das, was es berichtet, kaum ein Zehntel Wahrheit gegen neun Zehntel Lügen enthält, das von dem Besten Böses und von Niemandem Gutes spricht, das Niemand gesehen hat, aber Alle gehört haben. Im Kampf aufzutreten gegen dieses Wesen, würde lächerlich sein, weil es nicht möglich ist, aber es gering zu achten und zu übersehen würde thöricht sein.

— „Das Sprichwort sagt, daß das Hofleben ein

glänzendes Elend ist," fuhr er fort, „und daß es bei Hofe viele Hände, aber wenige Herzen giebt. Man weiß nicht, vor wem man sich in Acht nehmen soll; deshalb nimmt der kluge Mann sich vor Allen in Acht und behandelt seinen Freund so, daß er ohne Schaden morgen sein Feind werden kann. Denn es ist schwer, sich vor Bremsen im Walde und vor bösen Zungen bei Hofe zu hüten."

— „Aber um aller Heiligen willen," brach Klaus Daa ungeduldig aus, „Ihr habt mir mit alle dem kein Wort von dem gesagt, was ich wissen will."

Gottfried von Ghemen schlug die Augen nieder und sagte: „Es ziemt sich für mich nicht, der ich nur ein schlichter und gewöhnlicher Bürger bin, das zu wiederholen, was man von Euch sagt, edler Herr. Aber ich muß bemerken, daß Ihr Feinde von Einfluß habt, mögen sie nun unter den Vornehmen oder, was schlimmer ist, unter den Dienern sein, wie das Sprichwort sagt: Erzürnte Diener sind die ärgsten Feinde. Man darf bei Hofe wo möglich keinen Hund zum Feinde haben. Eure Unbekanntschaft hiermit muß meiner Dreistigkeit zur Entschuldigung dienen, wenn ich hiervon spreche."

— „Ich kann Euch versichern, daß ich eben so wenig von Feinden wie von Freunden bei Hofe weiß, aber ich weiß nicht, wozu das Alles führen soll. Wollt Ihr nicht deutlicher sprechen?"

— „Edler Herr, man hat den König gegen Euch einzunehmen gewußt. Se. Gnaden sind etwas heftig und zum Zorn geneigt und hatten vielleicht Grund, zu erwarten, daß Ihr früher bei Hofe erschient; das müßt Ihr besser

verstehn als ein Handwerksmann. Aber jetzt geht die Rede unter den Hofleuten, daß Ihr ausgeblieben seid, weil Ihr — — — weil Ihr schlechte Gesellschaft weit von hier bei niedrigen Leuten suchtet, und daß Ihr nun nicht an den Hof kommen könnt, weil Ihr an einer ehrlosen Handlung Theil genommen habt, bei der Ihr so übel weggekommen seid, daß Ihr Euch zu Hause halten müßt."

Die Erbitterung des jungen Edelmanns, als er so ehrlose Verläumdungen hörte, kannte keine Gränzen. Er tobte und fluchte und rief alle heidnischen Götter und christlichen Heiligen zu Zeugen seiner Unschuld. Der Buchdrucker berichtete ihm umständlicher, wie man ihn beschuldige, das Haus eines friedlichen Bürgers vor dem Osthore überfallen zu haben, wahrscheinlich in der ehrlosen Absicht, mit Gewalt in die Kammer eines jungen Mädchens zu dringen. Die Bewohner des Hauses hätten die Nacht in tödtlicher Furcht zugebracht und der Eigenthümer, der Madame Sigbrit kenne, habe den nächsten Morgen sich bei ihr beklagt über dieses Vergehn gegen des Königs neueste Verordnungen, welches einer von den Hofleuten verübt habe nach Aussage eines Dienstboten, durch den der Einbruch abgewehrt sei.

— „Und weil ein Dienstbote glaubt, daß es einer von den Hofleuten sei, und weil vielleicht einer von den Hofleuten eine schändliche Handlung begeht, so meint man gleich, daß ich es sei?" fragte Klaus Daa erbittert.

Der Buchdrucker konnte nicht angeben, wie man den jungen Herrn damit in Zusammenhang gebracht habe, aber gewiß sei es, daß man ihn allgemein als den Thäter nenne;

der König sei bei Madame Sigbrits gehässigem Bericht in Zorn gerathen und er habe sich nun sowohl des Königs Ungnade als Sigbrits Widerwillen zugezogen. Dieser Ueberfall sei verübt in derselben Nacht, wo Klaus Daa mit Gefolge bei Tagesanbruch in das Ostthor eingezogen sei; die Thorwächter wollten gesehen haben, daß dieselben Herren zu Pferde in einer noch früheren Morgenstunde sich in der Gegend aufgehalten hätten, und dies vermehre noch die Wahrscheinlichkeit. Man wisse auch, daß der junge Edelmann seine Diener auf dem Wege zurückgelassen habe und selbst nach dem Hause gegangen sei, wo die That vorgefallen.

— „Das ist wohl ausgekundschaftet und noch besser zusammengestellt," sagte Klaus Daa. „Aber ich hatte zum Glück in jener Nacht einen Zeugen bei mir, welchen ich nicht verließ und der ein Zeugniß für mich ablegen wird."

— „Leider habt Ihr es passend gefunden, edler Herr, die Reise mit dem Abgesandten eines aufrührerischen Unterthanen zu machen, der seinem Heiligen danken mag, wenn der König Gnade für Recht ergehen läßt und ihn ungestraft zurückschickt, woher er gekommen ist. Ich sage leider, denn man beschuldigt Euch, es mit den schwedischen Aufrührern zu halten. Dieser Zeuge wird Euch wahrlich nicht helfen und Ihr thätet besser, diesen Umstand zu verschweigen, wenn Ihr nicht ausdrücklich deswegen befragt werdet."

Klaus Daa erzählte nun dem Buchdrucker, wie er mit dem wackern Gustav Erikson zusammen gekommen sei und daß weder seine eigene noch ihre gemeinschaftliche Reise die

Politik zum Gegenstand habe; aber einen so braven Edelmann, mit dem er Freundschaft geschlossen habe, werde er nimmer verläugnen und das um so weniger, wenn seine Sendung mit Gefahr verbunden zu sein scheine. Er wolle im Gegentheil Allen und Jedem erklären, daß der schwedische Edelmann stets mit schuldiger Ehrfurcht von Sr. Gnaden dem Könige gesprochen und kein Wort habe fallen lassen, das nicht von dem strengsten Richter hätte gehört werden können. Er klagte, daß er ihn seit ihrer Ankunft in der Stadt nicht gesehen habe, aber sobald er ausgehen könne, wolle er ihn aufsuchen, da er noch nicht zu ihm gekommen sei.

— „Edler Herr, das ist mehr adlig als klug,“ sagte der vorsichtige Bürger. „Ich kann Euch sagen, daß der König den schwedischen Edelmann hat bedeuten lassen, er möge sich jeden Augenblick fertig halten, Sr. Gnaden aufzuwarten. Er ist deswegen an seine Wohnung gebunden. Noch hat der König ihn nicht gesehen und er hat seinen Brief gar nicht in Empfang nehmen wollen. Aber wir wollen nicht von fremden Angelegenheiten sprechen, wenn Ihr es erlaubt; Jeder hat genug mit sich selbst zu thun. Wollt Ihr mir gewogentlichst mittheilen, was Ihr von der Sache wißt?“

Nachdem der Buchdrucker einen vollständigen Bericht hinsichtlich der Ereignisse jener Nacht angehört hatte, sann er eine Weile stillschweigend nach, während er hin und wieder den Klaus Daa mit Aufmerksamkeit betrachtete, und sagte dann: „Es ist mir klar — da ich keinen Augenblick an der Wahrheit Eurer Erzählung zweifle — daß Jemand

Eure Ankunft benutzt haben mag, um den Verdacht von sich abzuwälzen. Aber wer kann das sein? Ihr und der schwedische Abgesandte seid die einzigen Herren, welche nach jener Nacht Morgens früh durch das Stadtthor eingetroffen sind. Ich habe selbst den Wirth in der Herberge befragt; er hat fremde Stimmen gehört und, wie es ihm vorgekommen sei, die Stimme eines schwedischen Mannes. Den Dienstboten, dessen ich vorher erwähnte, habe ich gleichfalls befragt; es ist ein halbverrücktes Wesen, das man den norwegischen Kämpen nennt. Er weiß nichts auszusagen, bleibt aber dabei, daß er den Ritter mit seinem Messer gestochen und daß er ihn ins Wasser geworfen und ertränkt habe. Aus diesem Wirrwarr ist es eben so unmöglich, etwas heraus zu finden, wie Wasser aus Stahl auszuringen. Aber wahrscheinlich ist es, daß die Leute, die in dem Boote waren und von welchen Ihr nicht wißt, woher sie kamen und wohin sie wollten, mehr davon wissen als wir Beid . Wir wollen nun sehen, ob wir nichts entdecken können, obwohl eine Spur zu Lande besser ist als eine zu Wasser, denn wenn der Hirsch erst in den Pfuhl geht, ist es schwer, ihn zu wittern."

Daß alle diese Äußerungen den Mißmuth des jungen Mannes nicht verringerten, wird gewiß Niemanden wundern. Der Buchdrucker ermunterte ihn, guten Muthes zu sein und für seine Gesundheit Sorge zu tragen, um bald so weit zu sein, daß er seinen Feinden in offenem Felde entgegentreten könne: „Denn offene Fehde ist für Ritter, aber Hinterhalt und Schalkheit ist für Mönche und Betrüger." Vor Allem wolle er ihm rathen, zu Madame Sigbrit zu

gehen, sobald er auszugehen im Stande sei, und ihr Alles mitzutheilen, was er wisse. Möglicher Weise habe sie mehr erfahren, als sie kundgeben wolle, und Niemand könne besser als sie dem Könige einen andern Begriff von der Sache beibringen.

Der stolze, junge Edelmann machte mehrere Einwendungen gegen diesen Vorschlag; den Schutz dieser fremden Frau zu suchen, schien ihm eines dänischen Herrn und eines Hofmannes unwürdig. Aber Gottfried von Ghemen widerlegte alle seine Gründe mit der Klugheit eines alten Mannes.

— „Von Madame Sigbrit wird jetzt so viel gesprochen und sie hat viele Feinde,“ sagte er zuletzt, „aber sie ist des Königs treue Dienerin und das Land verdankt ihr manches Gute, wenn sie es auch nicht auf die Weise ausgeführt hat, welche zumeist mit Sitte und Gebrauch übereinstimmt. Es ist eine kuriose und schwere Zeit, worin wir leben, und Umstände sind ein gebietendes Gesetz gewiß eben so sehr wie irgend Etwas. Die vornehmsten Männer halten sich nicht für zu gut, zu Madame Sigbrit zu gehn — — —“

— „Und draußen auf der Straße vor ihrer Thür zu stehen und in Frost und Kälte zu warten, bis sie sie herein ruft — ein schönes Geschäft für einen Edelmann!“ unterbrach ihn Klaus Daa.

— „Nu nu! Es wird viel erzählt, wovon kaum die Hälfte wahr ist. Wenn es keine Lügen gäbe, so würde bei Hofe weniger gesprochen werden. Eure eigene Sache ist ja ein Beweis, wie wenig man glauben darf von dem, was man hört. Sigbrit hat auch Freunde unter dem dänischen

Adel und wenn Männer wie der Reichsmarschall, Herr Mogens Gjö, und Herr Heinrich Gjö und General Otto Krumpen und der Reichskanzler, Bischof Lauge Urne, und manche Andere sich nicht für zu gut halten, mit ihr umzugehen, so ist das wenigstens ein Beweis, daß man mit ihr sprechen kann, ohne etwas von der Ehre aufzuopfern, die ein Edelmann rein erhalten muß. Und Niemand soll sagen, daß Gottfried von Ghemen dem Sohne seines Beschützers etwas Anderes gerathen habe, als was sein Herr Vater selbst billigen müßte, wenn er gegenwärtig wäre. Ihr wünscht ja den Feind kennen zu lernen, der Euch verläumdet! Vorausgesetzt, daß es eine einzelne Person ist und nicht das schändliche Geschwätz, das sich bei Allen einschleicht und Keiner als das seinige anerkennen will, vorausgesetzt, daß es eine einzelne Person ist, so wird Niemand das besser wissen als die kluge Sigbrit, die ihre Ohren überall und Helfer so viele hat, wie sie will, und es wird Niemand sein, der Euch das zu sagen Lust hätte, ausgenommen Madame Sigbrit, die es weder mit dem Einen noch mit dem Anderen hält.“

Dieser letzte Grund bestimmte den Klaus Daa, den Rath des Buchdruckers zu befolgen und, wie sauer es ihm auch werden sollte, zu Madame Sigbrit zu gehen, ehe er sich bei Hofe vorstellte. Und als dies abgemacht war, erneuerte der Bürger noch einmal seinen Vorschlag, daß Klaus Daa in sein Haus ziehe, aber dies schlug jener aufs Entschiedenste ab; für den Augenblick wolle er durchaus keine äußere Veränderung in seinen Verhältnissen vornehmen. Aber er dankte dem Buchdrucker verbindlichst für die

Güte, die er einem Unbekannten erzeigt habe, und fügte mit einer Herzlichkeit, die seine frühere Unfreundlichkeit wohl gut machen konnte, hinzu: „Ich hatte bisher geglaubt, daß ich weder Freunde noch Feinde in dieser Stadt habe, aber ich sehe nun, daß ich beide habe. Ihr könnt überzeugt sein, Meister Ghemen, daß ich es tief erkenne, daß ein Freund wie Ihr eine Menge von Feinden aufwiegt und daß ich trotz der Hiobspost, die Ihr mir gebracht habt, diesen Tag als einen guten betrachte, da er mir mehr geschenkt als geraubt hat. Denn daß ich ein Gut gewonnen habe, ist sonder Zweifel; ob ich aber durch die Ränke meiner Feinde etwas verloren habe, ist, die Heiligen seien gepriesen, noch unerwiesen und beruht wohl zum Theil auf meinem eigenen Benehmen und meiner guten Klinge."

Bei diesen Worten reichte er dem Buchdrucker die Hand und schüttelte sie treuherzig.

— „Edler Herr, Ihr gleicht in diesem Augenblick so sehr Eurem Herrn Vater," sagte der Buchdrucker gerührt, „daß Niemand den Gottfried von Ghemen zu dem Glauben bringen soll, Ihr könntet etwas Ehrloses begangen haben, und wenn es noch so Viele beschwören. Mit der Heiligen Hülfe wird auch die Wahrheit schon an den Tag kommen und da wird es sich ergeben, von wem die Feindschaft ausgegangen ist; denn die Falschheit erschlägt ihren eigenen Herrn, darauf kann sich ein ehrlicher Mann verlassen. Könntet Ihr Euch dazu bequemen, der Sigbrit eine kleine Verehrung oder irgend eine Seltenheit zu bringen, so würde es Euer Schade nicht sein."

Klaus Daa schüttelte den Kopf.

— „Gut, ich verstehe, was Ihr meint," fuhr der Buchdrucker fort, „aber steckt wenigstens dem Dienstmädchen einige Geldstücke in die Hand. Es ist nun einmal Sitte und Brauch, um nicht zu warten. Eine solche Gabe an eine geringe Dienstperson kann Euch nicht schänden."

Der Bürger empfahl sich, Klaus Daa begleitete ihn bis zur Treppe, wo der Abschied sehr verschieden von dem Empfange war. Klaus Daa empfand diese Verschiedenheit mit Scham und konnte sich nicht verhehlen, daß er in diesem Gespräche zwischen den Stellvertretern von zwei verschiedenen Ständen die untergeordnete Rolle gespielt habe. Und um die Wahrheit zu gestehen, ärgerte ihn dies und nie zuvor war ihm der bürgerliche Geruch des gegerbten Leders auf der Treppe so widerlich und unerträglich vorgekommen wie in diesem Augenblick.

Als er allein war, warf er sich mißmuthig auf einen Stuhl und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Und es war jetzt nicht der Hof, wohin sie sich wandten, oder des Königs Ungnade, die er am meisten gefürchtet hätte. Das ehrlose Gerücht, das schon der Bürger erfahren hatte, mußte weit früher der schönen Adelgunde zu Ohren gekommen sein. Was mußte sie von ihm denken? Ein junges Mädchen in ihrer Kammer zu überfallen! Es ging Klaus Daa, wie es seinem ganzen Geschlechte geht, dessen Bekanntschaft mit dem Schlechten das Urtheil darüber unbewußt bestimmt und die Wahrheit des alten Sprichworts bestätigt: Der Dieb denkt, daß Jedermann stiehlt. Ungeachtet Klaus mit Leben und Blut dafür gekämpft haben würde, daß die Seele seiner Geliebten so rein wie die eines Engels sei, zweifelte er

doch keinen Augenblick daran, daß sie, sobald sie das Gerücht vernähme, sich ihn mitten in der zügellosesten Scene und jenes junge Mädchen als eins der schlechtesten Geschöpfe ihres Geschlechts vorstellen müsse. Der Himmel sei gelobt, die Vorsehung wacht über die Frauen weit besser, als es die Männer fassen können. Die Kunde von dem Schlechten in der Welt, die fast unzertrennlich von allem unserem Denken ist, nahet ihrer unbefleckten Phantasie nur selten und wir würden nicht so oft, wie es geschieht, falsch über sie urtheilen, wenn wir diesen Glauben fest hielten. Wie manchen Kummer würden wir uns ersparen! Aber wir haben keine Ahnung davon, wie sehr wir uns irren, und es fällt uns nicht ein, wie uns gerade unsere Klugheit blind macht. —

Als der Diener zurückkam, ohne die Sporen angeschafft zu haben, nach welchen sein Herr so begierig war, erwartete er, mit Zorn empfangen zu werden, aber Klaus Daa war so sanft wie ein Lamm, denn des Buchdruckers Besuch hatte ihm so viel zu denken gegeben, daß ein Paar neumodische Sporen durchaus kein Interesse mehr für ihn hatten. Der alte Mogens war verdutzt über diese Milde und machte den Schluß daraus, daß sein Herr sich übler befinden müsse, als da er ihn verlassen hatte; es fehlte nicht viel, daß er den Wundarzt aufsuchte, um ihm die nöthige Pflege zu verschaffen — damit er wieder gehörig übler Laune werde wie gewöhnlich.

Aber es half nichts, daß Klaus Daa den Diener wegschickte, um sich ungestört seinen schwermüthigen Betrachtungen zu überlassen. Es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß er heute Besuch empfangen solle, wann er

es am wenigsten wünschte. Kaum hatte Mogens ihn verlassen, als er sich wieder einfand, um einen vornehmen Herrn anzumelden, den er in der Waffenschmidtsbude getroffen und der ihn über ihre Wohnung ausgefragt hatte und jetzt kam, ihn zu besuchen. Und so wie er diese Anmeldung gemacht hatte, öffnete sich auch schon die Thür und der vornehme Herr, der wahrscheinlich nicht hatte warten wollen, trat ein und grüßte den Klaus Daa mit dem Anstand eines Weltmannes.

Der Eintretende war ein Mann von etwa dreißig Jahren. Er war mit großer Sorgfalt gekleidet und sein ganzes Äußere verrieth, daß er einen großen Werth auf den dadurch zu erwerbenden Beifall legte. Ein dicht anschließendes, seidenes Wamms mit Puffen auf den Ärmeln, unter einem kleinen Mantel von niederländischem Tuch mit Pelzbesatz Beinkleider von feinem, blauem Tuch, besetzt mit Franzen von schwarzem Atlas, mit Bauschen und Quasten von bunter Seide, spitze Schuhe, die vorn in einen schmalen, hakenförmigen Schnabel ausliefen, eine blitzende Halskette mit einem Heiligenbilde auf einem Schaustück, ein gestickter Halskragen, besetzt mit feinen Spitzen, ein langer Dolch im Gürtel, dessen goldenes Heft eingelegt war mit bunten Steinen in Form eines Kreuzes; Alles dies bezeichnete den Edelmann, der der neuesten, burgundischen Mode folgte; aber als er mit einem leichten Gruße die kleine Mütze mit einer Reiherfeder darauf, welche sein Haupt bedeckte, abnahm, verrieth ein runder, kahler Fleck mitten auf dem Scheitel, wo das schöne, gekräuselte Haar abgeschoren war, und welcher nachher beinahe wieder bedeckt war durch die

darüber gestrichenen Locken, daß dieser Mann ein Geistlicher war trotz des Dolches und des ritterlichen Benehmens.

— „Ei, Vetter, das ist nicht artig von Euch, daß der Zufall mir Eure Ankunft in der Stadt verrathen muß,“ sagte er. „Wenn ich nicht Euern Burschen bei meinem Waffenschmidt getroffen und ihn gefragt hätte, wer der Herr sei, der durchaus ein Paar neumodische Sporen haben wolle, so hätte ich nicht gewußt, wo ich Euch suchen sollte. Blutsfreunde sind die schlechtesten Freunde. Aber da wir von Sporen sprechen, Ihr bekommt in der ganzen Stadt nicht solche, wie ich sie kürzlich von Lüttich durch den Kammerherrn der Königin, Maximilian de Bins bekommen habe; ich werde Euch ein Paar zur Probe schicken.“

Nach dieser Einleitung stellte er sich dem Klaus Daa als sein naher Blutsverwandter von mütterlicher Seite vor, Henning Grib. Ungeachtet Klaus Daa im Geschlechtsregister nicht sonderlich bewandert war, wußte er doch, daß ein Sohn von dem Vetter seiner Mutter so hieß und Kanonikus in Kopenhagen war.

Kanonikus zu sein war damals ein gemächliches, einträgliches Amt. Kanonici — in Deutschland werden sie Domherren, in Frankreich Abbés genannt und unter diesem Namen kennt sie der Leser vielleicht mehr als unter jenem — Kanonici waren meistens junge Männer von Adel, die, wie es oft geschah, das Studiren bei Seite legten und durch Familienverbindungen diese einträglichen Ämter erhielten, welche sie dann von Stellvertretern besorgen ließen, während sie selbst die Zeit damit zubrachten, auf die Jagd zu gehen, sich in den Waffen zu üben und mit den übrigen

jungen Edelleuten umher zu schwärmen in der Erwartung, daß diese Verdienste um die Kirche ihnen mit der Zeit zu höheren, geistlichen Pfründen verhelfen würden. Von allen kopenhagenschen Kanonikern war Henning Grib einer der lustigsten und selten ward er vermißt, wenn die jungen Edelleute sich zu Spiel und Nachtabenteuern versammelten.

Klaus Daa empfing seinen Vetter mit Zuvorkommenheit und da der Kanonikus es verstand, ein Gespräch auf leichte und ungezwungene Weise zu führen, waren sie bald so bekannt mit einander, als wenn sie von Jugend auf zusammen gewesen wären.

— „Aber sagt mir,“ fragte der Kanonikus im Laufe des Gesprächs, „was in aller Welt hat Euch bewegen können, Euer Quartier in dieser Gerbergrube aufzuschlagen, wo es so verwünscht stinkt, daß man nicht von hier in gute Gesellschaft gehen kann, ohne vorher seinen Mantel in Balsamwasser und Rosmarinessenz gebadet zu haben. Das Einzige, was Euch entschuldigen kann, ist, daß der Gerber eine hübsche Frau hat oder eine schwarzäugige Tochter von sechzehn Jahren. Hängt es so zusammen?“

Klaus Daa versicherte, daß keins von Beiden der Fall sei, so viel er wisse.

— „Beim Jupiter,“ brach der Kanonikus pathetisch aus, „ich würde ein schlechter Vetter sein, wenn ich ein solches Scandalum zugäbe, daß Ihr bei einem Gerber wohntet, ohne Euch mit der Gunst seiner Tochter entschuldigen zu können. Ihr müßt fort und das je eher je lieber. Ich werde Euch ein anständigeres Quartier nachweisen, wo nicht weniger als drei hübsche Töchter sind sammt deren

Stiefmutter, die selbst nicht älter ist als einige zwanzig Jahre, und alle diese vier Weiber sind so reizend wie Venus und nicht ein Bischen spröder. Es ist ein wahres Paradies, das Haus.“

Und nun fuhr der Geistliche fort, die lustigen Streiche zu erzählen, welche die jungen Herren bald in der einen, bald in der andern Herberge machten, wobei er besonders bei den Schlägereien verweilte, die daraus entstanden, bald mit den Bürgern und den lateinischen Burschen, bald mit des Stadtvogts Mannschaft und den Thorwächtern. Aber alle diese Erzählungen trug er mit einer solchen Leichtigkeit vor und begleitete sie mit so vielen belustigenden Schilderungen von Persönlichkeiten und Verhältnissen, daß sie in den Ohren seines Zuhörers viel von dem Anstößigen verloren, und es fehlte nicht viel, so hätte dieser gewünscht, diesen kecken Kämpfen und lustigen Gelagen beigewohnt zu haben.

— „Erzählt mir nun dafür etwas von Euren tollen Streichen,“ sagte der Kanonikus. „Laßt mich zum Beispiel etwas hören von Eurem nächtlichen Einbruch bei Hans Knaps hübscher Tochter. Da habt Ihr uns einen Leckerbissen weggenommen. Ich vermuthe, daß nicht eher Lärm im Lager ward, als bis Ihr auf dem Rückzuge wart. Man hat seit zwei Tagen von nichts Anderem gesprochen und alle Welt hat sich darüber gefreut, weil Hans Knaps Haus unter Sigbrits besonderer Protektion steht. Ihr könnt glauben, daß sie einen Kapitalärger darüber gehabt hat, das holländische Äpfelweib; ich glaube nicht, daß sie wüthender werden könnte, wenn es Jemand probirte, bei Dyveke ins Fenster zu kriechen, als sie über diese Historie geworden ist.

Sigbrit sucht nämlich diese Schenke, müßt Ihr wissen, und weß Bier mich labt, der sei mit Hopfen begabt! Ha, ha! Was sagt Ihr zu dem Sprichwort? Es ist ein neues, das ich selbst erfunden habe, und ich bilde mir ein, daß es so gut ist, als hätte es irgend einer der sieben Weisen in eigener Person gemacht. Es ist jetzt Mode, drollige Sprichwörter zu machen, darauf müßt Ihr Euch ja legen."

Es half nichts, daß Klaus Daa mit aller Macht gegen die Ehre protestirte, die dieser nächtliche Überfall ihm machen sollte, mit der Versicherung, daß er gar keinen Grund habe, Madame Sigbrit zu erzürnen, und daß er von Hans Knaps Hause nicht das Mindeste wisse. Der Kanonikus hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß er der Schuldige und daß es eine Heldenthat sei trotz König und Sigbrit; denn jeder Edelmann habe Grund, Sigbrit zu hassen und zu ärgern, und er wolle ihm rathen, sich in Gegenwart von Edelleuten nicht anders zu äußern, „sonst," fügte der Kanonikus hinzu, „werdet Ihr für einen Anhänger angesehen werden des Pöbelpacks, der Sigbrit Villums und ihres Vetters, des verlaufenen, holländischen Barbiers, und der ganzen verdammten Sippschaft, die, wenn es nach mir ginge, in der ewigen Pein und in dem Flammenpfuhl der Hölle braten müßte. Amen!"

Da die Glocken im Graubrüderkloster gerade zum Abendgebet zu läuten anfingen, erinnerte er sich plötzlich, daß er unaufschiebbare Verrichtungen habe, indem er nämlich den Tanzübungen beiwohnen sollte, die ein französischer Tanzmeister in seinem Hause anstelle, wo man sich die ganz neue Menuet en quatre einüben wolle mit den ausländischen

Damen, die er mitgebracht habe; eine davon sei sehr hübsch, eine wahre Magdalene, schön, aber noch gar nicht bußfertig. Und mit dem Versprechen, daß er seinen Vetter wieder besuchen und sein Wegweiser in den Wirthshäusern und Belustigungsorten der Stadt sein wolle, sobald jener ausgehen könne, was, wie er hoffe, in wenigen Tagen geschehen werde, schüttelte er dem Klaus Daa treuherzig die Hand und verließ ihn mit Tanzschritten. In der Thür begegnete er des Gerbers hübschem Dienstmädchen, umarmte sie und gab ihr einen herzhaften Kuß zum großen Ärger für ihren Anbeter Mogens, der dies mit der Mütze in der Hand ansehen mußte.

Dieser Besuch hatte den Klaus Daa zerstreut und zum Theil erheitert; er fing an zu glauben, daß, wenn ihm auch das Gerücht, das ihn im Munde führte, bei seiner Geliebten zu widerlegen schwer fallen und ihm bei dem Könige und Sigbrit schaden würde, sein Ansehen unter seinen Standesgenossen doch nichts deswegen zu fürchten habe. Dennoch konnte er sich nicht recht darein finden, der Gegenstand einer solchen Beschuldigung zu sein, denn eine so lichtscheue Gewaltthat stimmte nicht mit seiner Denkweise und je mehr er in der Einsamkeit sich diesen Betrachtungen überließ, desto heftiger ward er und zuletzt war er so übel gelaunt, wie ihn Mogens hinsichtlich seiner Besserung nur wünschen konnte.

Gottfried von Ghemen besuchte ihn einige Mal in den nächsten Tagen, aber die Nachrichten, welche er mitbrachte, waren keineswegs geeignet, ihn zu erfreuen. Nach des Buchdruckers Meinung war Alles in statu quo und nur

Madame Sigbrit könne, wenn sie wolle, eine Änderung darin hervorbringen; denn wenn er sich jetzt dem heftigen Könige vorstelle, werde er sich den unangenehmsten Folgen des königlichen Zorns aussetzen, ohne etwas für sich auszurichten. Es ward nun beschlossen, daß er sich Tags darauf zu Sigbrit begebe, ehe er irgend einen Andern sehe, da sein Arm nun so weit hergestellt war, um einen passenden Anzug anzulegen. Meister Gottfried meinte, des Königs Rathgeberin werde sich wohl gegen ihn benehmen „auf ihre Weise, denn sie ist eigen und anders als andere Menschen,“ fügte er hinzu. So viel er gehört habe, sei ihr Zorn im Abnehmen und es sei deswegen nicht unwahrscheinlich, daß sie die Spur des wahren Thäters entdeckt habe. Wäre das, wie er es wünsche, so könne Klaus Daa noch einen glänzenden Sieg über seine Feinde davontragen und die Verläumder zum Verstummen bringen. Der Buchdrucker unterrichtete ihn sodann, daß die gelegenste Zeit für einen Besuch bei Madame Sigbrit Abends um sieben Uhr sei, denn alsdann pflege sie meistens ihre Geschäfte abzubrechen, um in ihrem Garten vor dem Schlafengehen frische Luft zu schöpfen. Er wolle die Sache möglichst vorbereiten, so daß der junge Edelmann sicher sein könne, empfangen zu werden.

Obwohl Klaus Daa sich von Grund der Seele sehnte, die schöne Adelgunde zu sehen, beschloß er doch, dem Rathe des Buchdruckers zufolge zuerst Madame Sigbrit zu besuchen. Und was ihn dazu bestimmte, war mehr eine gewisse Scheu, vor die Geliebte zu treten, ohne einen Schritt gethan zu haben, um sich von der ehrenrührigen Beschuldigung zu reinigen, als es aus Politik geschah, um sein

Ansehen bei Hofe zu stärken oder des Königs Zorn abzuwenden.

So warf sich denn der stolze, junge Mann, doch nicht ohne sich Gewalt anzuthun, am folgenden Tage in stattliche Kleider, um zu dieser Audienz zu gehen. Aber er versäumte deswegen seinen Anzug nicht und als er diesen mit Mogens Hülfe vollendet hatte und sich in einem kleinen Handspiegel betrachtete, war er voll und fest überzeugt, des Königs Hofmann Klaus Daa sei ein schmucker, junger Mann, der seinen Federhut und seinen langen, spanischen Degen mit allem Anstande trage, den man von einem Herrn bei Hofe in seiner Stellung fordern könne. Und da er gegen sieben Uhr Abends sich zu Madame Sigbrits Wohnung auf dem Fischermarkte begab, von dem ernsten und wohlbewaffneten Mogens begleitet, der seine Würde fühlte, drei Schritte hinter dem jungen Edelmanne zu gehen, lugte mehr als **ein** Frauenzimmer unter dem Sonnentuche nach ihm und bewunderte sein stattliches Äußere und seinen raschen Gang und Niemand, der ihn so stolz und dreist einherschreiten sah, konnte es ihm ansehen, daß er angeklagt sei, des Königs Frieden gebrochen und — was schlimmer war — Sigbrits Unwillen sich zugezogen zu haben.

Dyveke und Sigbrit.

Auf dem Fischermarkt oder, wie er schon damals bisweilen genannt wurde, auf dem Amagermarkte hatte Christian der Zweite ein prächtiges, steinernes Haus von zwei Stockwerken für Madame Sigbrit und Dyveke einrichten lassen. Ein steinernes Haus war damals schon an und für sich ein Prachtgebäude und dies war überdies mit reichen, architektonischen Zierrathen ausgestattet, wodurch die Mißgunst der Geistlichkeit und des Adels gegen die glückliche Besitzerin noch mehr geweckt wurde, denn bisher hatten nur diese beiden Stände steinerne Häuser besessen. Noch immer waren geklebte Lehmwände mit Strohdächern die gewöhnliche Bauart und selbst gemauertes Fachwerk ward selten angewandt.

Sigbrits Haus lag gerade vor dem Ende der Hochbrückstraße, die schräg nach dem Schlosse hinabging. Von einem Fenster in Sigbrits Palast konnte man durch die schmale Straße nach einem Fenster des Schlosses hinsehen, mochte es nun absichtlich so gemacht sein oder spielte der Zufall dabei. Diese beiden Fenster beherrschten, so zu

sagen, die schmale Straße und Abends erleuchteten zwei klare, funkelnde Sterne die beiden Endpunkte. Der eine Stern brannte in des Königs, der andere in Dyvekes Zimmer.

An dem Abend, wo Klaus Daa sich auf den Weg machte nach Sigbrits Palast — denn die damalige Benennung Hof entspricht der jetzigen Palast — saß Dyveke an diesem Fenster im Gespräch mit einem jungen Mädchen, in welchem wir Anna wieder erkennen. Meister Gottfried von Ghemen hatte ihre Mutter wiederholentlich besucht und jedes Mal von jenem nächtlichen Einbruche in Hans Knaps Hause gesprochen, so daß Dyveke begierig geworden war, den Zusammenhang aus Annas eigenem Munde zu hören. Sie hatte sie deswegen holen lassen und Anna war gekommen, begleitet von einer Magd und von dem langen Müßiggänger — wie ihn Sigbrit nannte — dem norwegischen Kämpen, dem Elephanten, denn nach dem Überfall hielt sie sich nicht für sicher unter dem Schutz einer Magd. Nachdem Anna sich an seine riesenmäßigen Formen und an sein beständiges Anstarren gewöhnt hatte, erzeigte sie ihm dieselbe Güte, welche sie für eine neufundländische Dogge gehabt haben würde, und er trabte ihr und der Magd auch auf den Fersen nach wie ein Hund mit schläfrigen, schweren Schritten und gesenktem Haupt und Ohren.

Während Aslak und die Magd in der Gesindestube geblieben waren, saß Anna bei Dyveke und berichtete ihr, was sie wußte und vermuthete von dieser Sache, welche sie zu einem Gegenstande der Neugierde gemacht hatte, so daß ihres Pflegevaters Haus nie leer war von Gästen, welche sich über die näheren Umstände unterrichten wollten. Ihre

Pflegemutter freute sich über diesen starken Zuspruch von Leuten verschiedenster Art, vornehmen und geringen, aber Anna selbst betrübte es, besonders wenn Vornehme auf diese Veranlassung kamen. Sie konnte gar nicht recht glauben, daß der Überfall ihr gegolten habe, sondern daß es Diebe gewesen wären, die es nach ihres Vaters silbernen Bechern gelüstete. Daß der junge Herr Daa vollkommen unschuldig in dieser Sache sei, davon hielt sie sich überzeugt und wenn Dyveke fragte, wie sie das von einem Manne wissen könne, den sie nicht kenne und den sie nie gesehen habe, so ward sie blutroth und sagte stammelnd, daß sie gleichwohl davon überzeugt sei — sie wisse nicht weshalb.

Dyveke war über Mittelgröße, stark gebaut und voll, ihre Gesichtsfarbe fein und blühend, Nase, Mund und Kinn fein und edel gebildet, die Stirn hoch und muthig, die Augen braun, aber dunkler als ihr beinahe blondes Haar, das in langen Locken auf den entblößten Nacken niederhing unter einem vorn aufgeschlagenen Häubchen oder Hütchen von schwarzem Sammt, das kaum den Scheitel bedeckte. Eine gleichfalls schwarze Feder wehte längs der aufgeklappten Krempe. Ihr Anzug bestand in einem schwarzen Kleide, das vorn in ein spitzes Korsetleibchen herabging und ziemlich lang auf den Schultern auslief, so daß man deren sanfte Rundung kaum erkennen konnte. Um den Hals trug sie einen weißen, steif in die Höhe stehenden, gestickten, mit Gold ausgenähten Kragen, der nach ihr der Dyvekekragen hieß. Die langen, weißen, leinenen Ärmel waren mit breiten Goldstreifen gestickt. In ihrem Gesichte mischte sich Munterkeit und Wehmuth, so daß es beinahe zu gleicher Zeit

zu lachen und zu weinen schien; die Augen lächelten, aber der Mund hatte einen Zug, der von kummervollen Stunden Zeugniß gab.

Dyveke saß auf einem hochrückigen Stuhl am Fenster und stützte das Kinn mit der Hand, Anna auf einem viereckigen Bänkchen unfern von ihr, die Hände im Schooße gefaltet. Das Bedürfniß einer weiblichen Gesellschaft von gleichem Alter und Annas liebenswürdige Natürlichkeit hatten ihr Dyvekes Freundschaft in hohem Grade gewonnen und es herrschte sogar eine gewisse Vertraulichkeit in ihrer Unterredung.

— „Herr Daa könnte sich Glück wünschen, wenn der König ihn eben so gewiß für unschuldig hielte wie Du," sagte Dyveke. „Aber daran fehlt viel. Der König sowohl wie meine Mutter sind böse auf ihn und das recht ordentlich, kannst Du glauben. Gott sei ihm gnädig, dem Armen! Sie werden es ihn gehörig fühlen lassen."

Anna seufzte und warf einen bittenden Blick auf Dyveke, welche lächelnd sagte: „Du siehst mich an, als wolltest Du um Gnade für ihn bitten."

— „Ihr seid so gut und Ihr vermögt so viel," antwortete Anna stammelnd.

— „Ich? Meine Mutter sagt immer: Hüte Deine eignen Schafe, daß sie sich nicht verlaufen! wenn ich mich in das Mindeste mischen will."

— „Aber bei dem Könige, bei Sr. Gnaden dem Könige, wollte ich sagen."

— „Bei dem Könige?" sagte Dyveke und ihre Oberlippe hob sich spottend nach einer Seite hin, so daß ihre

weißen Zähne zum Vorschein kamen. „Beim Könige? — — Ja, sonst. Aber das ist vorbei. Es ist schon lange her, daß ich im Ernst etwas bei dem Könige galt."

Sie wandte den Kopf nach dem Fenster und ihr Blick glitt langsam durch die enge, dunkle Straße nach dem Schlosse zu. Ihre Stirn runzelte sich einen Augenblick, glättete sich aber sogleich wieder.

— „In Norwegen, da war meine glücklichste Zeit. Als wir nach Dänemark kamen, änderte es sich. In Norwegen ist Alles besser, da sind die Menschen auch besser und natürlicher. Der König war vergnügt, wir waren Alle vergnügt, so lange wir in Norwegen waren. Alle Menschen waren mir gut und sagten mir, wie hübsch sie mich fänden — es war eine glückliche Zeit! Hier glotzen die Leute mich an, als wenn sie mich auffessen wollten, oder kriechen vor mir, als ob es sie glücklich mache, meine Schuhschleifen zu küssen. Der einzige, der anders ist, das ist Torben Oxe. Aber in Norwegen, ach mein Gott! in Bergen zumal, das war eine glückliche Zeit. In Bergen bekam ich zum ersten Male ein seidenes Kleid, denn meine Mutter war eine arme Flüchtige und wenn ich auch in meiner Kindheit in Seide gegangen war, so war das lange her und ich hatte Zwillich und grobes Tuch viele Jahre tragen müssen. Alle Heiligen, wenn ich denke, wie glücklich ich war! Und was der König damals von mir hielt! Er schlug mir nichts ab; wenn er noch so böse war, konnte ich zu ihm gehen. Ich war so stolz damals, so glücklich, ich durfte zu ihm gehen, wenn seine Augen ganz roth waren; dann ist er gräulich böse, mußt Du wissen, dann gilt es meistens ein Leben.

Aber ich durfte dennoch zu ihm gehn und ich bat ihn so lange, daß er zuletzt mich auf seinen Schooß zog und mich küßte und sagte: Dann muß ich wohl mich meiner kleinen Taube fügen. So nannte er mich bisweilen mit meinem holländischen Namen. Ich war so glücklich wie ein Seliger im Paradies, wenn ich ein Menschenleben frei gebeten hatte, o so glücklich, daß ich es nicht aussprechen kann. Meine Mutter sagte immer, das sei einfältig, man solle die Menschen für sich selber sorgen lassen, sie wären nichts Besseres werth, als einen Kopf kürzer zu werden, sie verlören nur das, was sie doch nicht hätten, und wir hätten um vieles Andere den König zu bitten, was wir selbst gebrauchen könnten. Aber das verschlug mir nichts, sie meinte es auch nicht so schlimm, wie sie es sagte, und manchmal war sie es selbst, welche mich unterrichtete, daß der König einen Menschen verurtheilt habe. Und um was hätte ich ihn auch bitten sollen?" fuhr Dyveke in fröhlicher Geschwätzigkeit fort, „ich hatte ja Alles, was ich mir nur wünschen konnte, ohne darum zu bitten. Solche Dinge, um welche die Menschen gewöhnlich bitten, um die kümmere ich mich nicht, die sind keiner Bitte werth. Aber ein Leben! — Es giebt doch kein größeres Glück, als einem Menschen das Leben zu retten — doch ja, einem Menschen das Leben zu geben. Ach Gott! Ich hatte einmal einen kleinen Jungen, das war der schmuckeste Junge auf der Welt, so klein und so niedlich. Aber Gott nahm ihn mir, es war mir nicht bestimmt, ein Kind zu haben, eines solchen Glückes war ich nicht werth."

Und nun fing sie an, bitterlich zu weinen, und hielt die

Hände vor die Augen. Anna nahm herzlich Theil an Dyvekes Schmerz, sie weinte auch über den fremden wie über den eigenen Schmerz.

Plötzlich erhob Dyveke den Kopf, trocknete ihre Thränen und sagte mit einem Ausdrucke von Heftigkeit, fast von Erbitterung: „Ich hasse die Königin!"

— „Gott bewahre uns! Haßt Ihr die Königin?" brach Anna erschrocken aus. „Die hübsche, junge Königin!"

— „Dummkopf!" sagte Dyveke und stieß sie, so daß sie beinahe von ihrer Bank gefallen wäre. „Deswegen eben. Wäre sie alt und garstig, das wäre etwas Anderes, da könnte ich ihr vielleicht gut sein. O wenn das Gott gäbe, daß sie alt und garstig wäre! Oder recht schlecht — — — ich wollte so fromm sein wie ein Lamm. — Meinst Du wirklich, daß sie so hübsch ist?" fragte sie und ergriff einen kleinen Metallspiegel, um sich darin zu betrachten, während sie den Hut rückte, der sich etwas verschoben hatte, als sie die Hände vor den Augen hielt. Sie betrachtete sich lange und aufmerksam, dann lächelte sie und sagte: „Sie ist recht nett, aber so außerordentlich schön ist sie doch nicht. Sie ist blaß und sieht kränklich und zart aus und davon hält der König nicht allzu viel, das hat er manchmal gesagt. Das sagte er noch gestern. Aber er sagte das auf eine andere Art als — er — — — er hat so vielen Ärger in der Zeit jetzt sowohl von den Leuten hier im Lande als von den Schweden, er kann ordentlich ernsthaft und wortkarg werden, ohne daß es nöthig wäre, weil er — — — Ob man wohl einander müde werden kann, wenn man ordentlich

verheirathet ist zusammen mit Priester und Amen und Allem, was dazu gehört? Was meinst Du, Anna?"

Aber ehe Anna ihre Gedanken sammeln konnte, die weit ab waren von dieser Aufgabe, fuhr Dyveke mit wehmüthiger Miene fort: „Weißt Du, wen ich beneiden könnte? Du glaubst vielleicht, das ist die Königin. Nein. Könige und Königinnen sind nicht zu beneiden, sie lieben nicht, es sieht nur so aus, aber es ist doch keine rechte Liebe. So lange Christiern Fürst war, liebte er mich, aber so wie er König ward, war es vorbei, das kann ich jetzt einsehen, damals merkte ich es nicht gleich. Ich kann es nicht begreifen, daß ich es nicht gleich merkte, denn man lebt ja nicht, wenn man nicht geliebt wird. Man bleibt freilich am Leben, aber es ist ein Leben, wie es die Gespenster führen. Das wirkliche Leben besteht nur in der Liebe. Nein, Anna, nicht die Königin beneide ich noch sonst eine vornehme Dame, aber eine einfache Bürgersfrau, die mit ihrem Manne verheirathet ist. Verheirathet zu sein, Anna! Kannst Du das denken? Zur Kirche zu gehn mit dem, welchen man liebt, vereint zu werden von dem Priester mit Traurede und Gesang und Segen vor dem Altar und das, während die ganze Kirche von Weihrauch duftet und Alle die Braut betrachten, wie lieb sie ist, und die jungen Mädchen sie beneiden und die jungen Bursche den Bräutigam. Das muß herrlich sein!"

Diese Schilderung, zusammengesetzt aus Gefühl und Eitelkeit, rührte sie selbst so sehr, daß ihr die Thränen in die Augen kamen. Dies Mal weinte Anna nicht, sie faltete bloß die Hände und schloß die Augen, um die Erscheinung zu verlängern, welche vor ihrer Phantasie stand.

Dyvekes Betrübniß dauerte wie gewöhnlich nicht lange. Als sie das Gesicht wieder erhob, lachte sie und sagte: „Ein Bürger, ein Meister Gottfried von Ghemen oder so Einer, das mag nun ganz gut sein. Aber in mir fließt das alte Blut und „Adelsblut und Bürgerblut vermischt sich nicht zusammen gut," sagt ein altes Wort in meinem Vaterlande. Ein Rittersmann, das ist etwas Anderes — — — Meinst Du, daß Torben Oxe ein hübscher Bräutigam sein würde?"

— „Der Schloßhauptmann ist ein Engel in Menschengestalt, so gut, so schmuck, so tapfer," brach Anna aus, begeistert von der Erinnerung an den Beistand, den er ihr einmal geleistet hatte.

Dyveke betrachtete sie scharf, indem sich ihre Wangen von dunkler Röthe färbten. Sie faßte sie fest beim Handgelenk und sagte: „Hat er mit Dir von Liebe gesprochen? Antworte mir. Wenn Du lügst, bist Du des Todes, das sag' ich Dir."

— „Der Schloßhauptmann?" brach Anna aus mit der unverkennbarsten Verwunderung. „Ich habe ihn in zwei Jahren nicht gesehen, ich war noch ein Kind. Aber damals war er mein Retter aus der Noth."

Und nun erzählte sie die Begebenheit mit dem norwegischen Kämpen und dem Schloßhauptmann. Dyveke betrachtete sie steif und mißtrauisch, dann sagte sie: „Es kann wohl sein, daß er mit Dir nicht von Liebe gesprochen hat, aber Du? Hast Du Neigung zu ihm? Liebst Du den Schloßhauptmann?"

Anna verneinte es erröthend. Dyveke sprang auf, holte

ein Krucifix und sagte: „Du wirst roth. Lege Deine Hand hierauf und sprich, daß Du keinen Edelmann liebst.“

— „Ihr fragtet mich nach dem Schloßhauptmann,“ sagte Anna mit kläglicher Stimme.

— „Guds Droß!“ brach Dyveke mit des Königs Leibeid aus und stampfte auf den Boden, „ich frage Dich ja auch nach dem Schloßhauptmann. Antworte den Augenblick!“

— „Nein, ich hege keine Liebe zu dem Schloßhauptmann, ich denke nur bisweilen mit Dankbarkeit an ihn, aber das ist sehr selten.“

Anna hatte bei diesen Worten die Hand auf das Kreuz gelegt. Dyveke legte es wieder an seinen Ort und sagte: „Du brauchst gar nicht an ihn zu denken. Es giebt Ritter genug, an die Du denken kannst, wenn Deine Gedanken sich nun einmal so hoch versteigen. — An wen denkst Du jetzt?“ fragte sie rasch, da Anna wieder erröthete.

— „Mein Gott, wie Ihr mich erschreckt, Jungfrau Dyveke. Muß ich denn überhaupt an Jemand denken?“

— „Ich werde es schon zu wissen bekommen,“ sagte Dyveke halbleise, dann sprach sie von andern Dingen. Anna wollte nach Hause gehen, aber Dyveke meinte, es sei noch weit von Thoresschluß, es sei noch nicht sieben Uhr, sie könnten recht gut noch zusammen bleiben. „Oder hör' einmal,“ sagte sie, als ob ihr dieser Gedanke plötzlich einfiele, „wir wollen alle Beide ausgehen, aber nicht nach Deinem Hause. Wir wollen die kluge Frau Elsbeth Bagers besuchen, ich will mir von ihr mein Schicksal wahrsagen lassen. Man sagt, daß sie einen Geist citiren kann, um ihn

um verborgene Dinge zu fragen. Es ist gut, wenn man weiß, was man zu erwarten hat. Was mir in Bergen prophezeit ward, ist in Erfüllung gegangen, aber jetzt hapert es; ich weiß nichts weiter, als daß ich nach Dänemark kommen und prächtig und mächtig werden und ein großes Steinhaus bewohnen sollte, aber das ist nicht genug für ein menschliches Herz. Will Elsbeth Bagers mir nichts Besseres prophezeien, so ist es nicht des Anhörens werth. Aber wir wollen sehen, was uns da beschert ist. Sie weiß es, wenn irgend Jemand es weiß."

Anna machte manche Einwendungen, sie wagte es nicht, es könnte etwas Unglückliches und Schreckliches sein, da wäre es besser, es nicht zu wissen. Aber Dyveke war entschlossen und es glückte ihr, Anna zur Einwilligung zu bringen, aber sie wollte nicht, daß es Jemand wissen solle; deshalb wollten sie zu einer Hinterthür hinausgehen und weder Aslak noch Annas Magd sollten ihre Abwesenheit bemerken. Da sie nicht allein gehen konnten, ohne sich dem Muthwillen oder der Gewalt auszusetzen, auch Elsbeths Wohnung nicht wußten, wollte Dyveke den Faaborg, der gerade bei ihrer Mutter war, bitten, sie zu begleiten; er war ein Mensch, der sich zu Allem gebrauchen ließ, sobald er seinen Vortheil dabei sah. Anna machte auch gegen diese Begleitung Einwendungen, aber die verwöhnte Dyveke war nicht gewohnt, dergleichen zu beachten. Sie klatschte in die Hände nach ihrer Magd. Die Magd antwortete auf Dyvekes Frage, daß Faaborg in der Schreibstube sei. „So sag' ihm, daß er ein ander Mal mehr schreiben könne, jetzt bäte ich ihn zu kommen, um mich in den

Garten zu begleiten," sagte Dyveke gebietend und fügte hinzu, als die Magd gegangen war, während sie und Anna sich die gewöhnlichen, schwarzen Mäntel umwarfen und die Regentücher über den Kopf schlugen, so daß sie beinahe unkenntlich waren: „Meine Mutter wird sich freuen, wenn sie hört, daß ich mit Hans Faaborgs Begleitung vorlieb nehme; sie preist ihn mir immer an, als ob ich mich im Mindesten um den kriechenden Schurken kümmern könnte. Ich nenne ihn einen Schurken und lasse ihn doch holen. Da heißt es wohl mit Recht: Es ist Niemand so schlecht, daß man ihn nicht einmal gebrauchen kann."

Hans Faaborg stand schon im Vordergemach und wartete. Der eitle Geck war entzückt von der ungewöhnlichen Güte, die ihm Dyveke durch die Einladung zu einem Spaziergang im Garten erwies. Als er Anna sah, ward er wohl einen Augenblick verlegen, aber er stand nicht an, sie für Dyveke aufzugeben, und während er kaum auf sie achtete, sagte er Dyveken eine Artigkeit über die andere für die Gunst, die sie ihm heute Abend erzeigte, und Dyveke hörte ihn mit ungewöhnlicher Geduld an, wodurch er denn noch mehr in dem Glauben bestärkt wurde, daß die Gelegenheit da sei, einen Angriff auf ihr Herz zu machen, was dieser verwegene Mensch schon oft im Sinn gehabt hatte.

— „Macht nicht so viele Worte, Hans Faaborg, wir Beide verstehen uns einander mit wenigen," sagte Dyveke endlich mit einem flüchtigen Blick auf den beredten Schreiber.

— „Die Heiligen geben, daß Ihr mich verstehen wolltet, Jungfrau Dyveke. Meine große Ergebenheit gegen Euch — — — Ihr habt Recht, es bedarf nicht vieler Worte,

man kann sich mit wenigen verstehen, die aus dem Herzen kommen — — —"

— „Die gehen zu Herzen, pflegt man zu sagen. War das Eure Meinung, Hans Faaborg?"

— „Ach, Jungfrau Dyveke, was sollte ich Anderes meinen?"

— „Aber das ist ja eine Liebeserklärung," sagte Dyveke lachend. „Und in Gegenwart eines Zeugen! Freilich ist Anna meine gute Freundin, aber man pflegt gleichwohl dergleichen Geständniß nicht anders als unter vier Augen zu machen."

— „Wenn Ihr mir geneigtest einen Augenblick der Unterredung unter vier Augen gestatten wolltet," brach der entzückte Faaborg aus; „ich wollte Euch beweisen, daß Euch Niemand innigere Liebe widmet als Euer unterthäniger Diener."

— „Genug, Hans Faaborg," sagte Dyveke, plötzlich ihren Ton von Scherz zu Ernst umstimmend. „Genug, um mich zu überzeugen, daß Ihr ein dummdreister Narr seid. Ihr wagt, mir von Liebe zu sprechen? Mir? Habt Ihr Euch jemals im Spiegel betrachtet, Hans Faaborg? Man sollte es in der That nicht glauben. Genug des Geschwätzes, mehr als genug, Euch um den Kopf zu bringen, wenn der König Eure Verwegenheit erführe."

Faaborg ward so bleich wie eine Leiche und stammelte: „Christ bewahr' uns! Der König! Jungfrau Dyveke, wenn ich Eure Worte mißverstanden habe — — — wenn meine Ergebenheit — — — wenn — — —"

— „Wenn Ihr meine Worte mißverstanden habt?"

sagte Dyveke aufgebracht. „Wenn Ihr nicht ein eitler Geck und ein dummdreister Heuchler wärt, würdet Ihr nicht eine solche Sprache führen. Aber Gott sei Dank, daß ich einen Zeugen habe. Ich habe gesagt, daß wir Beide uns mit wenigen Worten verstehen werden, und ich will nicht viele an Euch vergeuden. Ich habe Euch holen lassen, damit Ihr uns auf einem Spaziergange folgen könnt, aber wir wollen nicht spazieren, wir wollen die kluge Frau Elsbeth Bagers besuchen. Ihr wißt wohl, wo sie wohnt. Dahin und wieder zurück könnt Ihr uns begleiten. Aber wenn meine Mutter oder sonst Jemand erfährt, wo wir gewesen sind, so seid Ihr ein Mann des Todes, so wahr ich Dyveke heiße. Unter dieser Bedingung will ich Eure Dummdreistigkeit vergessen und dem Könige verschweigen, was Ihr gewagt habt. Aber höre ich noch irgend ein Wort aus Eurem Mund, das mich daran erinnern kann, so habt Ihr die längste Zeit gelebt. Kommt nun!"

Dyveke und Anna gingen voran die Treppe hinunter, Faaborg folgte ihnen und zerknüllte seine Mütze in den Händen aus Scham und Erbitterung. Auf der Treppe ergriff Dyveke Annas Arm und flüsterte: „Endlich hab' ich der Natter das Gift genommen. Der freche Schurke, jetzt gehört er mir mit Haut und Haar oder dem Büttel. Ach, wie tief muß ich gesunken sein, daß ein Diener seine Gedanken zu mir zu erheben wagt. Da seht Ihr nun, was ich bei dem Könige gelten mag."

Anna drückte ihr die Hand mit schwesterlicher Zärtlichkeit. In dem untersten Stockwerk stand die Thür offen zu einem Gemach gleich an der Pforte, dessen Sigbrit sich oft

bediente, um gemeine Leute, die sie besuchten, zu empfangen. Sie und der Stadtvogt Christoph Dirikson standen an einem Tische, der mit Bittschriften angefüllt war, die man ihr im Lauf des Tages überreicht hatte. Sie hörten Sigbrit zu dem Stadtvogte sagen: „Räumt gut auf in dem Räuberneste und nehmt mit, wen Ihr trefft! Und entwischt Euch Jemand durch die Finger, so bekommt Ihr es mit mir zu thun, mögen es auch Leute sein, die Sporen an den Hacken oder Kutten und Platten haben.“

Der Stadtvogt bückte sich tief unterthänig. Als er zurücktrat, sah Sigbrit ihre Tochter und deren Begleiterin, welche Christoph Dirikson bis jetzt mit seinen großen Gliedmaßen verdeckt hatte. Sigbrit fragte, wohin sie wollten, und Dyveke antwortete, sie wollten sich im Garten ergehen und nach dem Abendessen frische Luft schöpfen.

— „Das möchte ich auch, wenn ich könnte,“ sagte Sigbrit, „aber dies Land ist schwer zu lenken und die, welche das Fuder ziehen, müssen bei der Stange bleiben. Verlangt Euch auch nach frischer Luft, Hans Schreiber? Habt Ihr die Rechnungen beendet, die ich Euch gab?“

— „Faaborg ist Jedermanns Diener,“ sagte Dyveke lächelnd; „er ist des Königs Diener, Torben Oxes Diener, Euer Diener. Nun soll er auch die Probe machen, was es heißt, mein Diener zu sein, und uns auf dem Spaziergange begleiten. Wir gehen vielleicht ein Bischen zur Gartenpforte hinaus, etwa nach dem St. Klarakirchhof oder in die Umgegend, und ich darf nicht wie Ihr mit einem Mädchen allein gehen.“

— „So geht, da Ihr nichts Anderes wahrzunehmen

habt. Ich hätte ihn sonst wohl selbst gebraucht, um den Stadtvogt zu begleiten und zu sehen, daß Alles mit Recht zugeht. Aber ich vergesse, daß mich Jemand sprechen will."

Sie ging darauf an das Fenster, öffnete es und sah hinaus. „Kommt herein!" rief sie, „Ihr wollt mich ja sprechen. Kommt herein!"

Ein Edelmann stand mit seinem Burschen draußen vor dem Fenster, man sah ihre Mützen über dem Fensterbrette. Er hatte einen Augenblick vorher den schweren Thürhammer in Bewegung gesetzt und seinen Namen der alten, holländischen Magd gesagt, welche die Pforte halb öffnete und wieder schloß, nachdem sie die Gabe in Empfang genommen hatte, welche er ihr auf Meister Gottfrieds Rath in die Hand steckte. Als Dyveke, Anna und Faaborg die Thür betraten, welche nach dem Garten führte, öffnete sich die Vorderpforte nach der Straße zu für den jungen Edelmann und schloß sich wieder für dessen Burschen, der nach der Sitte des Hauses draußen bleiben mußte. Den Edelleuten mißfiel diese Sitte, aber die stolze Sigbrit wollte sie dadurch demüthigen, daß sie die Diener als Aushängeschild der Aufwartung, welche ihre Herren ihr machten, draußen ließ.

Dyveke und Faaborg bemerkten den Klaus Daa kaum, aber Anna, welche ihn gleich wiedererkannte, konnte einen Ausbruch des Schreckens kaum zurückhalten. Dyveke sah sie verwundert an, aber keines von ihnen sprach ein Wort und stillschweigend betraten sie den Garten.

Sigbrits Garten glich nicht andern Gärten. Sowie man sagt, daß eines Menschen Handschrift seinen Charakter verräth, so konnte man sagen, daß diese Anlagen die Grund-

linien von Sigbrits Charakter bildeten. Der größte Theil des Gartens war den Küchenkräutern eingeräumt, mit deren Anbau es damals in Dänemark noch schlecht bestellt war, und dies veranlaßte den König, in demselben Jahr eine holländische Kolonie ins Land zu rufen, denen die Insel Amager eingeräumt wurde, um Küchengewächse und Kräuter zu bauen, zum Theil für die Hofküche. Kohlköpfe standen in abgemessenen Reihen und um den Platz dazwischen zu nützen und Gewinn von dem Erdreich zu ziehen, ehe sie sich vergrößerten und ausbreiteten, waren Frühgewächse dazwischen gepflanzt. Die Gänge waren schnurgerade und schmal, eingefaßt mit Buchsbaum, aber auch mit Lavendel, Graslauch und Wurstkraut. Die Blumenbeete, welche schöne und seltene Blumen enthielten, waren in demselben Styl angelegt und mit bunten Muschelschalen und farbigen Ziegeln eingefaßt, was dem Garten ein sauberes, aber zugleich kleinliches und pedantisches Aussehen gab. Die Fruchtbäume waren überall so beschnitten, daß die Früchte Sonne und die unter den Bäumen stehenden Gewächse nicht zu vielen Schatten hatten, aber dieser Mangel an Blättern und Zweigen machte, daß die Bäume ärmlich erschienen. Alles war augenfällig auf den Nutzen berechnet. Aber in einem Winkel des Gartens bildeten krumme Gänge, belaubte Bäume, blühende Büsche zwischen Gras und Pflanzen und dichten Lusthäusern einen auffallenden Gegensatz zu dem übrigen Garten. Dieser Theil gehörte Dyveke. Hier konnte man fast nur kriechend unter den Zweigen fortkommen, Alles war heiter und üppig, aber unordentlich; in Kreuz und Quer schlängelten sich die Gänge durch diese Wildniß und

man mußte sich wundern, wie ein so dichtes Labyrinth auf einem so kleinen Raum sich hatte bewerkstelligen lassen. Es war der entfernteste Theil des Gartens im nördlichen Winkel nach einem kleinen Gäßchen zu, das auf der einen Seite das Heiligegeistkloster von Sigbrits Palast trennte und auf der andern Seite sich zwischen den Gartenmauern und dem Gehöft des Graubrüderklosters fortsetzte. In diesem Theile des Gartens konnte man nicht unabsichtlich gestört werden, denn hier hatte Niemand etwas zu thun.

Dyveke und Anna hatten erst wenige Wendungen in diesen gekrümmten Gängen gemacht, als die neugierige Dyveke Anna dahin brachte, ihr zu beichten, was es mit ihrem Schreckensausruf in der Pforte zu bedeuten gehabt habe und zugleich, daß sie Herrn Klaus Daa drüben in Schonen gesehen, auch einige Mal mit ihm gesprochen und viel, vielmals an ihn gedacht habe. Ja, als sie heftig in sie drang, erfuhr sie sogar, daß Klaus Daa einmal Gelegenheit gehabt habe, sie aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr zu retten und zwar mit Gefahr seines eigenen Lebens. Sie wäre nämlich von einem hungrigen Wolf im Wald an ihres Pflegevaters Hause verfolgt und sicher die Beute dieses Raubthiers geworden, wenn nicht Klaus Daa, der gerade von der Jagd kam, auf ihren Ruf ihr zu Hülfe geeilt wäre und das Unthier erlegt hätte. Und diese Heldenthat sei um so größer, da er kein Schießgewehr bei sich gehabt und es bloß mit dem Jagdmesser habe bekämpfen müssen, deshalb sei er in dem Kampf auch verwundet. Er habe sie nach Hause gebracht, späterhin sich noch einige Mal nach

ihrem Befinden erkundigt mit einer Theilnahme, als ob sie eine vornehme Dame gewesen.

— „Hm! Es hat keine Noth mit Dir,“ sagte Dyveke mit einem spöttischen Lächeln. „So bald Du im Mindesten in Gefahr bist, ist gleich ein Ritter zur Stelle und Geringere dürfen es nicht sein als Schloßhauptleute und Edelleute.“

Aber als sie Annas Betrübniß und Ängstlichkeit bemerkte, sprach sie ihr Trost ein, so gut sie konnte, indem sie sagte, Klaus Daas Besuch bei seiner Mutter verschlimmere seine Sache nicht, ihre Mutter sei gar nicht so strenge, wie man allgemein glaube, sie sei vor Allem gescheidt und gerecht; dieser Schritt des Edelmanns zeige aber, daß er gleichfalls klug genug sei, seine Lage zu beurtheilen und darauf gründe sie gute Hoffnung, Alles würde noch ein gutes Ende nehmen.

— „Aber jetzt wollen wir eilen, zu Elsbeth Bagers zu kommen,“ sagte Dyveke, „sie wird uns am besten sagen können, ob Klaus Daa etwas zu fürchten hat.“

Und Anna war jetzt so willig, ihrer Beschützerin zu folgen, wie sie es nur wünschen konnte. Hans Faaborg, welcher sich bis jetzt damit hatte unterhalten müssen, in Sigbrits Blumenpflanzungen zu botanisiren und über die demüthigende Zurücksetzung zu philosophiren, die ihm sein Dünkel bereitet hatte, ward herbeigerufen, die Frauenzimmer zogen ihre Kappen über die Köpfe, so daß sie nur die Augen frei hatten, und nun öffnete Dyveke ein Pförtchen in der Mauer, das auf das einsame Gäßchen führte hinter

dem Garten, ließ ihre Begleiter hinaus, schloß dann wieder zu und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Die Gedanken, welche die drei Wanderer beschäftigten, waren von sehr verschiedener Art. Aber sie wurden bald unterbrochen, als die Thür von Elsbeth Bagers Hause von einer alten Magd auf Faaborgs Klopfen geöffnet wurde, das mehr einem verabredeten Zeichen als dem gewöhnlichen Klopfen mit dem Thürhammer glich. Nachdem er der alten Magd zuvörderst ein Silberstück in die Hand gedrückt und einige leise Worte mit ihr gesprochen hatte, erhielten sie Erlaubniß, das Heiligthum zu betreten, und wurden durch einen langen, dunkeln Gang nach einem Gemach hinter dem Hause geführt, wo Alles so elend und verfallen war, wie man es von dem Äußeren dieses Hauses erwarten konnte, das nur ein Stockwerk hatte mit einem kleinen Oberboden und ganz einer Wohnung für ärmliche Handwerksleute glich.

Elsbeth Bagers ließ nicht lange auf sich warten. Es war eine dicke, feiste Frau, deren Beleibtheit den über ihr ganzes Wesen verbreiteten Ausdruck der Gemeinheit noch erhöhte. Sie betrachtete die Fremden mit Aufmerksamkeit und verrieth mit keinem Worte, daß ihr Hans Faaborg schon bekannt sei. Der Schreiber steckte ihr wie früher der Magd gleichfalls Geld in die Hand und benachrichtigte sie, daß die beiden Damen ihre Zukunft von ihr zu erfahren wünschten. Elsbeth öffnete eine Thür, welche in ein halbdunkles Gemach führte. Ungeachtet Dyveke bei dem Einblick in diese dunkle Höhle eine gewisse Beklemmung fühlte, brach sie doch ihr Stillschweigen und sagte, sie wären Bürgerstöchter, welche das Orakel über ihre Zukunft befragen

wollten, aber nicht wünschten, daß ein Dritter höre, was ihnen prophezeit würde. Faaborg, welcher ihnen in das Zimmer folgen wollte, trat deswegen zurück, aber als Elsbeth die Thür schließen wollte, gab er ihr ein heimliches Zeichen.

Das Gemach, in welches die kluge Frau sie hineinführte, war so dunkel, daß man erst allmählig die wenigen, darin befindlichen Gegenstände unterscheiden konnte; denn das kleine Fenster hoch oben in der Mauer und mit Eisenstangen vergittert, ließ nur einen schwachen Schimmer durch und ging aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine schmale Gasse oder einen umbauten Hof. Das ganze dunkelste Ende der Stube nahm ein schwarzer Vorhang ein, der in tiefen Falten die Wand verdeckte. Aber er war alt und zerrissen. Bisweilen bewegte sich dieser Teppich hin und her und dann kam in einer der Öffnungen etwas zum Vorschein, das einem Gesichte glich, aber schnell wieder verschwand. Auf beiden Seiten waren Sinnbilder der Vergänglichkeit aufgestellt; auf der einen ein Stundenglas mit unaufhörlich rinnendem Sande, auf der andern ein Todtenkopf, dessen weiße Zähne den Eintretenden unheimlich entgegengrinsten.

Aber alle diese Dinge entdeckten die beiden, vor Furcht und Neugierde bebenden, sich dicht aneinander drängenden Frauenzimmer erst nach und nach.

— „Na, Schätzchen," sagte die Alte so freundlich, wie es ihr möglich war, „was verlangt Ihr von Elsbeth Bagers? Womit kann eine alte Frau wie ich zwei jungen, hübschen Mädchen aufwarten? Daß Dich! Wie mancher junge Bursche möchte jetzt nicht an Elsbeth Bagers Stelle und in

einer Stube sein mit so allerliebsten Kinderchen! Nun, das ließe sich ja auch wohl machen, versteht sich, in Zucht und Ehren. Ei, seh mal Einer, wie das junge Blut roth wird bis an die Fingerspitzen! Ja, wir haben wohl schon uns einen Liebsten gewählt unter den jungen Burschen! Oder ist es gar ein vornehmer Herr mit der Feder auf dem Hut? Ja, die jungen Feger stechen den Mädchen in die Augen! Hier kommt manch Liebespärchen her zu Elsbeth, das nicht wüßte, wo es sonst sich zusammen finden sollte. In Zucht und Ehren, das versteht sich. Solltet Ihr mich gebrauchen, Lämmchen, so bin ich alle Zeit die, welche ihren Mitmenschen gern dient. Herr Gott doch! Was für schöne Beinchen seh' ich da unter den Kleidern hervorgucken, so zart und so rund! Ich kenne mehr als einen Ritter, der für sein Leben gern so ein niedliches, kleines Bein sehen möchte. In Zucht und Ehren, das versteht sich. Aber laßt uns nun ernsthaft werden. Ja, nun schlägt Euch das Herz, kann ich denken, nun kommt es darauf an, ob Elsbeth den Rechten trifft. Na, paßt nur auf Elsbeth Bagers, die hat einen Geist, der ihr alle Mädchengeheimnisse sagt, aber sie verräth sie an Niemand, Elsbeth ist verschwiegen wie das Grab!''

Während die Alte so schwatzte und schmunzelte, stellte sie ausgestopfte Vögel und andere Thiere im Kreise um einen kleinen, schwarzfarbigen Altar und brachte die verschiedenen, mystischen Zurüstungen in Ordnung, womit ein Wirrwarr von Sinneseindrücken hervorgerufen werden sollte, der darauf berechnet war, die Gedanken zu verwirren und aus dem Gleise zu bringen. Darauf gab sie jeder von den Beiden

ein Paternosterband in die Hände, gebot ihnen nieder zu knien auf einen Betschemel, den sie ihnen hinsetzte, und abwechselnd das Ave und Credo zu beten, bis sie den Geist befragt habe. Während der ganzen Zeit suchte sie, aber vergebens, ihnen unter die Sonnentücher zu gucken, welche Dyveke und Anna über den Köpfen trugen. Darauf murmelte sie einige unzusammenhängende Redensarten und verschwand hinter dem Vorhange. Und nun herrschte eine tiefe Stille in der halbdunkeln Kammer, nur von den flüsternden Gebeten der beiden Jungfrauen unterbrochen.

Einen Augenblick darauf trat sie in das Zimmer, wo Faaborg ungeduldig auf und ablief.

— „Was wollt Ihr, Hans Faaborg, und wer sind die beiden Frauen, die Ihr mir zugeführt habt?" fragte sie eilig.

— „Mutter Elsbeth," antwortete der Schreiber, „besser hat der Teufel Euch nicht gedient als heute Abend. Ihr könnt etwas Großes ausrichten und Euch des Erzbischofs und aller Bischöfe und Edelleute Gunst auf einmal verdienen. Die Größere ist Dyveke, die Andere ist nur Hans Knaps Pflegetochter draußen vor dem Östthore. Was sagt Ihr nun, Mutter?"

— „Dyveke!" brach die Alte erschrocken aus. „Nein, Hans Faaborg, ich will nichts zu schaffen haben mit Sigbrit oder mit irgend Jemandem von ihrem Hause. Es heißt ja, man soll die Katze nicht beim Schwanze fassen, wenn man ihre Krallen nicht schmecken will. Mit Dyveke will ich nichts zu thun haben."

— „Und ich sage Euch, daß Ihr sollt mit Dyveke

zu thun haben," antwortete Faaborg mit Nachdruck. „Glaubt Ihr, daß ich sie in die Falle geführt haben will um nichts? Ich bin es, der sie hierher gelockt hat und Ihr sollt den Gewinn mit mir theilen. Was wollt Ihr dem Bischof antworten, wenn er erfährt, daß Ihr nicht die Gelegenheit benutzen wolltet, der Dyveke zu wahrsagen und sie von dem Umgange mit dem Könige zurück zu schrecken? Wollt Ihr von den geistlichen Herren in Schutz genommen werden, ohne ihnen zu dienen?"

— „Still! Schreit nicht, als ob Ihr besessen wäret!" sagte Elsbeth. „Wer hat Euch gesagt, daß uns Niemand hören kann? Sprecht sachte von dergleichen Dingen!"

— „Und wer sollte mich hören können? Mutter Elsbeth, hier ist ja Niemand."

— „Aber ich sage Euch, daß ich nicht allein bin und daß Ihr zur Unzeit gekommen seid. Geht Eures Wegs und nehmt Eure Frauenzimmer mit, damit der davon kommen und sein Geschäft abmachen kann, der jetzt drin steht hinter dem Vorhang und sich hier nicht finden lassen darf. Geht Eures Weges! Mit Dyveke will ich nichts zu schaffen haben."

— „Thut, was Ihr wollt, Mutter, aber von hier geht mein Gang zum Bischof, so wahr ich Hans Faaborg heiße. Er soll wissen, was er für eine Schlange im Busen nährt, auf die er sein Vertrauen setzt. Aber Ihr werdet nicht so einfältig sein, das sehe ich Euch an. Die schwarzen Kutten halten länger aus als Sigbrit und der König, verlaßt Euch darauf. Wer sich an die hält, betrügt sich nicht, er hat unsern Herrgott in der Hinterhand."

— „Oder den Teufel," sagte die erzürnte Elsbeth, indem sie das Gewicht von Faaborgs Grunde fühlte, ohne doch die Furcht vor der mächtigen und strengen Sigbrit so leicht besiegen zu können.

— „Oder den Teufel, gleich viel, einen von den Beiden hat man im Rücken, wenn man es mit der Klerisei hält; aber wen habt Ihr im Rücken, wenn Ihr gegen sie seid? Den Büttel, Mutter Elsbeth. Bedenkt, daß mehr als eine honette Frau von Eurem Alter und Gewerbe als Hexe verbrannt worden ist. Jetzt habt Ihr das Glück in der Hand; laßt Ihr es fahren, so ist es Euer eigner Schade. Das Glück klopft selten an, nur Narren lassen es draußen stehen, sagt das Sprichwort."

— „Was wollt Ihr denn, daß ich thun soll?" fragte die Wahrsagerin mürrisch. Gleich Faaborg und einem großen Theile der niederen Umgebung des Königs stand sie im Solde der Geistlichkeit. „Was wollt Ihr, daß ich thun soll?" wiederholte sie.

— „Abschrecken sollt Ihr die Dyveke, das wißt Ihr ja, ihr das Ärgste prophezeien, das Ihr nur auffinden könnt, wenn sie den König nicht verläßt; denn ist sie vom Könige fort, ist es auch mit Sigbrits Macht vorbei. Zur Entschädigung könnt Ihr ja ihr einen guten Mann prophezeien in einer ehrenvollen Stellung, einen Mann, den der König befördern will und der noch einmal Ritter werden kann. Dient Ihr mir darin, Mutter Elsbeth, so soll es wahrhaftig Euer Schade nicht sein, wenn Hans Faaborg einmal wirklich Ritter wird, versteht Ihr mich?"

— „Ihr habt dreiste Gedanken, Hans Faaborg," sagte

die Wahrsagerin, „aber Ihr spielt auch ein dreistes Spiel und wer dreist wagt, gewinnt oft. Nein, seht mir doch, welche Gedanken er hat! Na, und die Andere, was soll ich der prophezeien?"

— „Was Ihr wollt, Mutter. Ihr könnt ihr ja prophezeien, daß sie eines Abends dem Edelmanne begegnen wird, der vergangene Nacht in ihr Fenster hineinkriechen wollte, wie das Gerücht geht. Wartet doch, Ihr könnt sagen, daß der eine Buchstabe in seinem Namen ein K und der andere ein D ist und daß das Ganze Klaus Daa ist. Geht nun und vergeßt es nicht."

Mit diesen Worten stieß er das Weib nach der Thür zu. Elsbeth kratzte sich einige Mal hinter den Ohren, aber da sie keine Wahl hatte, fand sie sich darein und verschwand eben so lautlos, wie sie gekommen war. Als sie in der dunkeln Stube hinter dem Vorhang wieder hervortrat, hatte sie eine schwarze Kappe um mit einer Kapuze über dem Kopf und mit allerlei bunten Zeichen bemalt.

— „Habt Ihr gebetet und Euch vorbereitet?" fragte die Alte mit einer Stimme, welche die Kapuze noch heiserer und dumpfer machte, als sie von Natur war. „Ich habe derweil den Geist um Rath gefragt, der bereit ist, Euch Antwort zu geben, aber Ihr sollt zu Opfern bereit sein, wenn sie von Euch gefordert werden."

Nach dieser Einleitung trat sie näher zu den Knieenden und sagte: „Im Namen des Geistes frage ich Euch: Was verlangt Ihr von mir zu wissen?"

— „Unser Schicksal wollen wir erfahren," antwortete Dyveke mit leiser Stimme.

Was Elsbeth bezweckte, war geglückt. Sie wollte sehen, wer sprach, um ihre Stimmen nicht zu verwechseln. Die Größte hatte gesprochen, das war also Dyveke. Sie trat nun wieder zurück, stellte sich vor den kleinen, schwarz angestrichenen Altar und hob ein Tuch auf, worauf ein Todtenkopf sichtbar wurde, der wie ein Sankt Johanniswurm in der Dunkelheit schimmerte; man konnte jeden seiner weißen Zähne zählen. Wahrscheinlich war eine kleine Lampe darin angebracht. Sie murmelte einige Formeln und warf ein Pulver auf den Todtenkopf, das sich plötzlich entzündete und ein augenblickliches, bläuliches Licht verbreitete, wovon die ganze Stube erleuchtet und die Zuschauer geblendet wurden, um die darauf folgende Dunkelheit desto schwärzer erscheinen zu lassen. Anna stieß einen kleinen Schrei aus, Dyveke faßte sie furchtsam beim Arm, aber kein Ausruf verrieth ihr Erschrecken.

— „Du fragst nach Deinem Schicksal? Höre, was ein mächtiger Geist durch seine Dienerin spricht. Du sagtest, Du seiest eine Bürgerstochter, aber der Geist sagt, daß Du die Buhlin eines Königs bist. Der Geist sagt, daß Du den Lebenden ein Ärgerniß bist und daß Du, wenn Du nicht ablässest, bald unter den Todten sein wirst. Du hast Kirche und Gesetz gekränkt und Kirche und Gesetz werden Dich verfluchen. So lange Ihr im Netze der Sünde einhergeht, sollen Eure Anschläge vernichtet und das Licht Eures Lebens von der Finsterniß der Hölle verschlungen werden. Dein Schicksal soll werden wie das des Gotteslaugners, der verflucht ist auf Erden und verflucht im Himmel. Aber höre, was der Geist weiter verkündet. Wendest Du Dich um von

der Sünde, da steht im Buche des Schicksals, daß Du einen Mann bekommen sollst, treufest von Sinn und tapfer von Thaten, er wird Dich aus dem Lande der Sünde in das Land der Verheißung führen. Er ist ein kluger Mann und er wird Dein Ehemann werden und er wird werden ein Ritter. Und folgst Du ihm und verlässest den Mann einer Königin, so wird das Böse sich zum Guten wenden und das Glück Dir folgen Deine ganze Lebenszeit und in Macht und Pracht sollen Deine Tage enden. Aber lässest Du nicht ab von der Gottlosigkeit, so soll Sankt Brigittens Prophezeiung Dich treffen und ihn, mit welchem Du die Sünde theilst, und seine Krone soll ihn nicht schützen. Und höre von mir, was Sankt Brigitte voraus gesagt hat vor zweihundert Jahren und das wird gewiß jetzt wahr werden."

Elsbeth hielt ein wenig inne, um die Wirkung ihrer Prophezeiung zu beobachten. Dyveke war auf den Betschemel niedergesunken, sie stützte den Kopf auf Annas Schulter und hielt sich mit beiden Händen fest an dieser schwachen Stütze, die vor Schrecken eben so leichenblaß war wie sie.

—„Gott der Herr hat in seiner Gnade Sankt Brigitten verliehen, sechs Könige zu schauen, welche alle Könige werden sollen über Schwedenland," fuhr die Beschwörerin mit hohler Stimme fort, „und diese Könige haben sich so vor Sankt Brigitten gezeigt. Der erste König war ein gekrönter Esel, denn er soll nicht treten in seiner Vorväter gute Spur, sondern verloren und verunehrt sein. Der zweite König soll sein ein unersättlicher Wolf, der nicht seinen hastigen Fall voraussieht. Der dritte König soll sein ein hochfliegender

Aar, der alle Andern verachtet. Der vierte König soll sein ein zitternder Widder, der von Gottes Gerechtigkeit zerschmettert wird. Der fünfte König soll sein ein geschlachtet Lamm, aber nicht ohne Befleckung und sein Blut Vielen zum Fall und Verderben. Der sechste König soll unruhig machen die ganze Welt und das Meer und schwermüthig machen die Einfältigen; er soll vergießen unschuldig Blut, aber er soll das Reich verlassen und es soll geschehen, wie gesagt wird, daß er soll säen Wollust und einärnten Schmerz und Betrübniß. Thoren sollen regieren und Alte und Weise nicht auftauchen. Ehrbarkeit und Recht sollen darniederliegen, bis der kommt, welcher meinen Zorn versöhnen soll, und er soll seiner Seele nicht schonen für das, was recht ist. — Und der Geist sagt, daß der sechste König dieser König Christiern ist, welcher jetzt regiert in Dänemark und Schweden, und daß das, was prophezeit ist, in Erfüllung gehen soll,'' fuhr die Wahrsagerin fort, indem sie ihre heisere Stimme beinahe bis zum Schrei erhob und wie eine Wahnwitzige mit den Armen um sich schlug. ,,Und Entsetzen soll den treffen, der Theil nimmt an der Sünde und an dem Blut und an der Wollust, und Du, die Du dies thust, Du sollst ärnten Leid und Betrübniß und die Frommen sollen über Dich rufen: Weh! Weh!''

Als die Wahrsagerin Sankt Brigittens Sprüche anhob, über welche Dyveke ihre Mutter so oft sich zornig hatte ereifern gehört, machte dies gerade die entgegengesetzte Wirkung von der, welche Elsbeth beabsichtigte. Sigbrit hatte hiervon allzu oft wie von einer Anzettelung der Priester gesprochen. Dyveke richtete deshalb den Kopf in die Höhe

und hörte mit mehr Neugierde als Schrecken zu. Aber die drohende Hinwendung an sie selbst und der Wehruf, den jene ausstieß, erschütterte sie doch zuletzt und da ein drei Mal wiederholtes „Weh, Weh, Weh!“ hinter dem Vorhange erscholl als eine höhere Bekräftigung von einer Stimme, so tief, als ob sie aus dem Grabe käme, und mit einer Stärke, die selbst die Wahrsagerin bewog, sich erschrocken umzusehen, da war es um ihre Fassung geschehen und sie warf sich schluchzend in Annas Arme.

Die kluge Frau war wieder hinter den Vorhang getreten, wo man zwei Stimmen unverständliche Worte flüstern und murmeln hörte bald in höherem, bald in tieferem Tone. Dyveke, welche zuerst wieder zur Besinnung kam, glaubte, es sei die Wahrsagerin, welche ihre Beschwörungen mache. Zu einer Zeit, wo der Aberglaube allgemein war und es Niemandem einfiel, das Dasein der Hexen, Nixen, Kobolde und Unterirdischen zu läugnen, da Zeichen und Wunder zu den besten Waffen der Geistlichkeit gehörten, war es nicht auffallend, daß das, was hier vorgegangen war, mächtig auf die beiden Frauen wirken mußte, die von ganzem Herzen sich von Elsbeth Bagers Haus meilenweit wegwünschten und es bereuten, daß sie sich von der Neugier hatten verlocken lassen, diese schauderhafte Stätte zu betreten. Anna drehte ohne Aufhören den Rosenkranz zwischen ihren Fingern und betete andächtig, Dyveke lag noch auf den Knien in vollkommener Gedankenlosigkeit.

Die Wahrsagerin trat wieder hervor und wiederholte die gewöhnlichen Anfangsformeln zu ihren Beschwörungen. Aber als sie die Frage an Anna richtete: „Was verlangst

Du von dem Geiste zu wissen?" sprang diese vom Betschemel auf und rief laut: „Nein, nein! Ich will nichts wissen. Ich verlange nichts. Ich will fort von hier. Es ist allzu schauderhaft."

Elsbeth Bagers hatte ihre Hauptabsicht erreicht, auf Dyveke zu wirken; Anna war ihr im Vergleich damit eine unbedeutende Person, aber Hans Knaps Pflegetochter konnte ein guter Kunde für sie werden und dies war ihr keineswegs gleichgültig. Sie suchte deswegen mit freundlichen und einschmeichelnden Worten den Eindruck des Entsetzens zu verbannen, den ihre wohlgeglückten Künste hervorgebracht hatten. Und ob es ihr gleich als Wahrsagerin schmeicheln mußte, durch die aus ihrem Munde gegangenen Schicksalsverkündigungen einen solchen Schrecken eingejagt zu haben, war es ihr doch entgegen als verschmitzter Vermittlerin in mancherlei Verhältnissen, daß das junge Mädchen bei ihrer Weigerung blieb und jede Annäherung entschieden abschlug.

Während der Unterredung, welche hierüber stattfand, erscholl ein starkes und wiederholtes Pochen durch das ganze Haus. Dyveke, welche sich indessen gefaßt und ihren vorigen Muth zum Theil wieder gewonnen hatte und deren Aufmerksamkeit von dem zerrissenen Teppich in Anspruch genommen war, wo sie durch die Falten ein Antlitz hatte durchgucken sehen, wie sie glaubte, war gleichwohl die erste, welche es bemerkte. Das alte Weib erschrak, sie warf die Hexenkappe rasch ab und ging fort, um sich von der Veranlassung dieses stets zunehmenden Lärms zu unterrichten.

Es ist eine Thatsache, daß keine Stimmung so schnell

verschwindet vor den gewöhnlichen Begebenheiten des Lebens wie eine feierliche. Dieses donnernde Pochen verjagte den letzten Rest des Eindruckes der Hexenscene und als Hans Faaborg die Thür öffnete und hastig in die Stube trat, fand er nicht mehr zwei zitternde Mädchen, welche auf Geistererscheinungen warteten; das Einzige, was sie fürchteten, war Überfall und Schlägerei. Faaborg sah dagegen aus, als ob er Gesichte gehabt habe.

— „Jungfrau Dyveke,“ sagte er, „Ihr habt Euch selbst und uns Andere in große Gefahr gebracht. Der Stadtvogt steht draußen vor der Thür mit seinen Häschern und begehrt in Königs Namen, eingelassen zu werden. Er sagt, daß er Eurer Mutter Befehl hat, das ganze Haus zu durchsuchen und in strenge Verwahrung Jeden mit sich zu nehmen, den er hier antrifft. Wir können ihm nicht entgehen. Aber wenn Ihr Euch zu erkennen gebt, wird Christoph Dirikson nicht wagen, an Euch und die, welche mit Euch sind, Hand anzulegen, denn Ihr werdet Euch wohl erinnern, daß ich nicht aus eigenem Verlangen in dies Haus gekommen bin.“

— „Mich zu erkennen geben?“ brach Dyveke aus. „Eher springe ich ins Wasser. Ich will um Alles in der Welt nicht, daß meine Mutter oder der König erfährt, ich sei in diesem Hause gewesen.“

Ungeachtet der Furcht des Schreibers wegen des Ausfalls dieser Sache, womit er im Augenblicke bedroht wurde, war er nicht blind gegen den Vortheil, den er daraus ziehen konnte, ein solches Geheimniß mit Dyveke zu theilen. Aber er benutzte ihn unzart, indem er sagte: „Jungfrau Dyveke,

Ihr wart vorher jähzornig gegen mich, weil Ihr die Worte mißverstandet, womit ich Euch meine Ergebenheit bezeigen wollte. Es soll Euch nichts desto weniger klar werden, daß sie ächt ist, denn ich werde Euer Geheimniß zu bewahren wissen sowohl gegen Eure Mutter sowie gegen Se. Gnaden den König.''

Aber Faaborg hatte sich verrechnet, denn Dyveke war zu stolz, um seine Verschwiegenheit zu erbetteln, und ihr Muth hatte sie nicht verlassen. „Hans Faaborg,'' sagte sie, „Ihr seid ein verschmitzter Fuchs, aber mich sollt Ihr doch nicht hinters Licht führen. Euch vertraue ich kein Geheimniß an, ich werde wohl wissen, Euch zur Verschwiegenheit zu zwingen. Laßt Ihr Eurem falschen Munde ein einziges Wort entschlüpfen, so soll es mir nur ein halbes kosten, Euch an den Galgen zu bringen, was Ihr mehr als ein Mal verdient habt für alle Eure schlechten Streiche, und ich weiß davon mehr, als Ihr vermuthet. Geht und schließt dem Stadtvogt die Thür auf! Ich will mich ihm zu erkennen geben und sagen, daß Ihr Anna und mich verführt habt, hierher zu gehen; da wollen wir doch sehen, wer gefaßt werden und wer frei ausgehen wird.''

— „Um aller Heiligen willen, Jungfrau Dyveke! Wollt Ihr einen unschuldigen Mann ins Unglück bringen, der nichts verbrochen hat?'' brach Faaborg erschreckt aus.

— „Ihr seid ein einfältiges und feiges Jammerbild!'' sagte Dyveke mit Verachtung und wandte sich von ihm ab.

— „Gott steh uns bei! Sie kommen durch den Gang!'' rief der geängstete Schreiber.

— „Können wir nicht entschlüpfen? Hat das Haus keine Hinterthür?"

— „Ja, ja, hier ist eine Hinterthür," brach Faaborg aus. „Ich kenne einen Versteck, den Niemand so leicht finden soll. Gut, daß Ihr mich daran erinnertet. Da können wir uns verbergen, bis der Sturm vorüber ist."

Mit geschäftiger Eilfertigkeit schob er eine schwere Tapetenthür zurück, welche in der Wand angebracht war dicht unter dem Fenster, wo sie nicht in die Augen fiel. „Hier können wir uns verstecken, bis sie das Haus durchsucht haben," sagte er. „Aber heraus können wir auf diesem Wege nicht kommen, denn ich habe keinen Schlüssel und wir müssen wieder zurück, wo wir her kamen."

Die Thür führte auf eine steile und enge Wendeltreppe; auf der andern Seite der Thür war ein großer Handgriff, um sie damit zu schließen. Faaborg stieg zuerst die Treppe hinunter, dann Anna und zuletzt Dyveke, die mit Hülfe des Handgriffs die Thür hinter sich zuzog. Sie standen in einem engen, stockfinstern Raum, wo eine kalte und feuchte Luft herrschte. Faaborg war stehen geblieben, nachdem er einige Schritte gethan hatte, Anna stand ihm zunächst und Dyveke hatte nur zwei Schritte gethan, als sie nicht weiter konnte. Die Treppe war so schmal, daß Einer vor dem Andern nicht vorbei konnte.

Das Getöse im Hause nahm zu, ein dumpfer Laut desselben drängte sich zu ihnen herab in ihren Versteck. Dyveke war zu leichtsinnig, um lange ernsthaft bleiben zu können, sie flüsterte Anna zu: „Wäre der dicke Christoph Dirikson allein, so hätte es keine Noth, denn er scheut

gewiß die Dunkelheit und sein dicker Körper geht überdies nicht durch die Thür." Aber als die Fußtritte deutlicher in der Nähe der Thür sich hören ließen, ward auch sie still.

Gleich darauf ward die Thür hurtig von Einem aufgeschoben, der den Mechanismus kannte, ein schwacher Lichtstrahl drängte sich auf einen Augenblick ein, eine Gestalt schlüpfte die Treppe herab, zog die Thür hurtig hinter sich zu und verschloß sie. Noch ein Schritt und Dyveke fühlte sich von zwei Armen umfaßt und eine Stimme sagte zugleich: „Stille!" mit einem Tone, der zwar flüsternd war, aber doch wie ein unwiderstehlicher Befehl klang.

Drei Herzen schlugen frei in diesem engen Raume, das vierte schlug gegen Dyvekes Schulter bei dieser dichten Umarmung so gewaltsam, daß sie jeden Schlag desselben zählen konnte. Sie wollte sich losreißen, aber ein wiederholtes „Stille!" ward so gebietend geflüstert, daß es alle ihre Kräfte lähmte; ihre Arme sanken nieder wie vor einer Geistermacht, während jener gewaltsam pochende Herzschlag sich gleichsam sympathetisch ihrem eigenen Herzen mittheilte, das die Schläge wie ein Echo wiederholte. Es schimmerte ihr vor den Augen und ungeachtet der Stockfinsterniß, die sie umgab, kam es ihr vor, als ob sie den schwarzen Vorhang mit seinen Falten sähe, aus welchen fürchterliche Gesichter hervorschauten.

Schwere Tritte bewaffneter Männer erschollen in dem Gemache, das sie so eben verlassen hatten, mehrere Stimmen, von denen einige ächzend waren, sprachen mit einander. Man schlug auf die Eisenstangen über dem Fenster, um sich von deren Festigkeit zu überzeugen, mehrmals

ward an die Thür gestoßen, ohne daß sie sich öffnete, und allmählig entfernten sich die Schritte. Eine Thür ward laut zugeschlagen und ein Riegel davor geschoben. Dann folgte eine lange und tiefe Stille, die jedoch dann und wann auf einen Augenblick durch ein Getöse unterbrochen wurde wie von Thüren, die gleichfalls zugeschlagen wurden; endlich war Alles still wie ein Grab.

Dyveke athmete tief, aber sie wagte es nicht, weder die Augen aufzuschlagen, welche sie dicht zugedrückt hatte, um diesen Erscheinungen zu entgehen, noch sich von der dämonischen Macht loszureißen, die sie umschlossen hielt. Endlich hatte die Umarmung ein Ende, die Arme sanken und ein schwerer und tiefer Seufzer beantwortete den ihrigen. Er erklang ihren Ohren wie ein Sturm in dieser Grabesstille.

— „Sie sind fort,“ sagte eine tiefe Stimme, deren wundersamer Klang sie Alle mit unerklärlicher Ehrfurcht durchdrang. „Sie haben die alte Frau und ihre Magd mitgenommen. Alle Thüren sind geschlossen, zurück können wir nicht.“

— „Jesus!“ brach die erschrockene Dyveke aus. Anna weinte leise.

— „Fürchtet Euch nicht,“ antwortete die Stimme mit melodischer Milde. „Vertraut ihm, der über alle Macht erhaben ist. Wenn Menschen Euch verlassen, bin ich Euch nahe, spricht der Herr. Ich weiß einen Ausgang, der eben so gut ist wie der, durch welchen wir hineingekommen sind. Aber laßt uns hören, ob Alles ruhig ist.“

Alle horchten, Niemand wagte sich zu rühren. Dies

Stillschweigen währte lange, es sah aus, als ob der Unsichtbare keine Befriedigung darin fände, diesen ängstlichen Zustand zu verlängern, den er doch für seinen Theil gänzlich zu beherrschen schien.

Endlich brach er das Schweigen und sagte mit gedämpfter Stimme: „Hans Faaborg, Ihr seid dem Ausgange am nächsten, bückt Euch, Ihr werdet einen Ring finden, zieht ihn stark an und stoßt zugleich mit der Schulter gegen die Thür, so wird sie sich öffnen. Aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht fallt."

— „Wer kennt mich in dieser Finsterniß?" fragte der Schreiber ängstlich. Aber er erhielt keine Antwort auf diese Frage und die Stimme wiederholte nur ihren Befehl. Faaborg gehorchte und die Thür öffnete sich.

Furcht und Neugierde sind Zwillingsschwestern; bei dem ersten, schwachen Lichtstrahl, der von dem Halbdunkel draußen in diese Stockfinsterniß fiel, wandten sich sechs Augen zurück nach der Treppe, um den geheimnißvollen Gefährten kennen zu lernen. Es würde unmöglich gewesen sein, wenn die Finsterniß, welche die Treppe umgab, nicht so grabesschwarz gewesen wäre. Jetzt erlaubte die Dunkelheit ihnen, mit Deutlichkeit die Umrisse eines Graubruders zu erkennen, der ganz in einer Mönchskappe oder Mantel verhüllt war, welchen er über den Kopf gezogen hatte. Dyveke, welche ihm am nächsten stand, konnte die Augen des Mönchs deutlich durch die Augenlöcher der Kapuze sehen. Er betrachtete sie mit stierem Blick, welcher sie zwang, die Augen niederzuschlagen, und jetzt konnte die schöne, feine Hand, welche aus dem Ärmel hervorsah und auf

der Schnur ruhte, womit die Mönchskutte um den Leib zusammengehalten wurde und in welcher das Paternosterband hing, ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen. Mit dem hurtigen, ihrem Geschlechte eigenen Blick erkannte sie auf der Stelle, daß ihr Gefährte ein junger Mönch und für ihre Schönheit nicht unempfänglich war.

Die unbekleideten Füße des Mönchs machten kein Geräusch auf der Steintreppe; wie ein Geist schritt er zwischen ihnen herab und war bald außerhalb der Thür, welche er sorgfältig verschloß.

Diese Thür war dieselbe, durch welche Ole Skaaning an jenem Morgen den nassen und halberfrorenen Faaborg in seiner Base Haus geführt hatte. Sie standen auf dem schmalen Steindamm, der den unterirdischen Kanal einfaßte und längs der Grundmauern der kleinen Häuser hinlief, womit der Kanal überbaut und bedeckt war. Auf der einen Seite waren sie beschränkt von dem tiefen, stillstehenden Wasser des Kanals, auf der andern von der lothrechten Mauer, welche das niedrige Gewölbe trug.

Der Mönch brach das Schweigen, sei es nun, daß er des Stierens müde war oder daß er fühlte, er müsse eine Erklärung über seine Anwesenheit an dieser Stelle geben.

— „Es sind betrübte und gottlose Zeiten, wenn Gottes Diener sich in den Häusern der Hexen und Kobolde finden lassen müssen,“ sagte er mit einer klaren und wohllautenden Stimme. „Aber wir sollen gehen, wohin uns unser Beruf führt, und vor keinem Kampf zurückbeben, selbst mit dem Teufel. Meine Vorgesetzten haben mich in gesetzlichem Auftrag zu der gesandt, welche jetzt gefangen weggeführt

wird, denn von selbst wäre ich nicht zu diesem Weibe gekommen. Es sind schlimme Zeiten, wenn sich die Diener der Kirche vor den Handlangern der Macht verbergen müssen. Aber es komme über dessen Haupt, der schuldig ist an diesem Ärgerniß!"

Nach diesen Worten ergriff er Dyvekes seidenweiche Hand und behielt sie in der seinigen, während er sagte: „Ihr seid auf einen thörichten Weg gerathen und der Schrecken ist den Spuren Eurer Füße gefolgt. Ihr habt geforscht, wonach Niemand forschen darf, denn Gott der Herr allein kennt das Schicksal des Menschen und sein Rath und Vorhaben mit unserer Zukunft soll Nacht sein vor unseren Augen. Ihr habt Wahrsagung und Warnung vernommen und Ihr habt Wahrheit gehört über die Dinge, die da geschehen sollen, denn der Geist war heute mächtig über dem Weibe, das seine Seele hingegeben hat, um die Kunde zu erkaufen, welche Niemand wissen soll und die sie feil bietet für Gabe und Gewinn. Aber der, welcher nichts gehört hat, soll dem Herrn danken, denn er sandte die Männer, welche es ihm ersparten, gegen sein Gebot zu sündigen. Forsche nicht öfter nach dem, was verborgen sein soll, bis es kommt."

Mit Dyveke an der Hand schritt der Mönch langsam voran. Er ging auf dem äußersten Rande am Wasser und auf diesem Pfade, der sonst nur für eine Person breit genug war, ging er selbander mit einer Sicherheit über die äußersten, glatten Steine hin, daß man fast glauben mußte, seine bloßen Füße könnten sich um die Steine krümmen wie die Klauen eines Vogels um einen Zweig. Dyveke

drückte sich so dicht wie möglich an die schimmelige, feuchte Mauer; sie bebte bei dem Anblick der Gefahr, der er sich aussetzte, um sie mit desto größerer Sicherheit führen zu können. Nur an einer sehr schmalen Stelle mußte er seinen Arm um ihren Leib legen und drückte sie dicht an sich, um sie desto fester zu stützen. So erreichten sie den Ausgang des Kanals und stiegen eine steile Treppe hinauf zu dem mit großen Bäumen bepflanzten und mit hohen Mauern eingeschlossenen Sankt Nikolaikirchhof.

Während man von dieser Seite den Ausgang des unterirdischen Kanals unzugänglich gemacht hatte für alle Anderen, war er bloß den Mönchen nicht versperrt, die zu jeder Zeit den Kirchhof besuchen konnten. Die Sicherheit, womit der Barfüßermönch diesen Weg zurücklegte, schien auch anzudeuten, daß er ihn nicht zum ersten Male machte und daß Sigbrit nicht unrecht urtheilte, wenn sie glaubte, daß die Wahrsagerinnen und Mönche mehr Verkehr mit einander hätten, als selbst die Leute wüßten, welche Elsbeth Bager gegenüber wohnten.

Auf dem Kirchhofe hielt er an und sagte mit einem Seufzer: „Hier trennt sich unser Weg. Unter der Erde begleiteten wir einander, über der Erde geht Jeder seinen besondern Gang. Wenn wir unter der Erde wieder zusammen kommen, sind wir gleich — aber eher nicht.“

Darauf öffnete er mit einem Schlüssel eine kleine Seitenthür, welche vom Kirchhof in die Kirche ging, führte seine Begleiter in das Schiff der Kirche und zeigte auf den offenen Ausgang. Dyveke reichte ihm einige Silbermünzen.

— „Die Gabe gehört der Kirche und soll getheilt

werden zwischen den Kranken und Bekümmerten," sagte der Mönch, indem er Dyvekes Hand nahm und sie einige Augenblicke in seinen beiden behielt; „die Hand, welche sie gab, habe Dank und sei gesegnet!"

Mit einem fast unmerklichen Druck ließ er Dyvekes Hand los, wandte sich um und ging langsam zu dem heiligen Dreifaltigkeitsaltar zur Seite der südlichen Kirchenthür, wo er niederkniete und im andächtigen Gebet liegen blieb.

Nachdem sie ihr Gebet vollendet hatten, verließen sie die Kirche. Faaborg folgte ihnen.

Bei dem Gartenpförtchen entließ Dyveke den Hans Faaborg, ohne ihm mit einem Worte für seine Begleitung zu danken. Annas Magd und Aslak wurden gerufen und rasch eilten sie davon, ehe das Ostthor geschlossen wurde. Bei der Rückkunft mußte Anna manche Vorwürfe von ihrer Pflegemutter hinnehmen, weil sie sich nicht allein selbst den ganzen Abend müßig umhergetrieben, sondern auch die Magd und Aslak von der Theilnahme an den häuslichen Geschäften abgehalten habe.

Dyveke hätte mehr als gern sich sofort zur Ruhe begeben, aber ihre Mutter ließ sie rufen. Sigbrit war in ungewöhnlich guter Laune. Es sei dem Stadtvogt geglückt, erzählte sie, sich einer Hexe zu bemächtigen, der man lange auf der Spur gewesen; man habe alle ihre Geräthschaften in voller Ordnung aufgestellt gefunden, so daß sie auf Zauberei und Beschwörung angeklagt werden könne. Sigbrit habe freilich gehofft, auch einige Edelleute oder Mönche, die dem König feindselig wären, zu ergreifen, denn sie besuchten die Hexe häufig, aber man habe keinen angetroffen.

Der Zauberin Dienstmädchen habe schon Eingeständnisse gemacht und mehrere Namen genannt; einige wären von Wichtigkeit, die übrigen werde wohl der Büttel durch die Folterbank ihr abzuzwingen wissen. Darauf erzählte sie, daß der junge Klaus Daa bei ihr gewesen und seine Unschuld hinsichtlich des Einbruchs in Hans Knaps Hause bezeugt habe; es schiene, als sagte er die Wahrheit, denn er verhehle nichts und verläugne nicht einmal seine Freundschaft für den Abgesandten der schwedischen Aufrührer. Sigbrit sprach von dem jungen Manne mit mehr Achtung, als sie im Allgemeinen dem Adel zollte; sie glaube, daß er es ehrlich mit dem König meine und nicht von der Geistlichkeit und den übrigen Feinden des Königs gewonnen sei. Hans Faaborgs Nachricht müsse daher falsch sein, denn von ihm sei der erste Verdacht gegen Klaus Daa ausgegangen.

— „Es wundert mich, daß Jemand Vertrauen setzt auf eine Nachricht, die von einem so falschen und lügenhaften Menschen ausgeht, wie der kriechende und niederträchtige Hans Faaborg ist," sagte Dyveke.

— „Ei, ei, nun nennst Du ihn niederträchtig und vor einer Weile gabst Du ihm Erlaubniß, mit Dir einen Spaziergang zu machen. Erweisest Du ihm vielleicht die Gunst trotz der schlechten Meinung, die Du von ihm hast, weil er Torben Oxes Diener ist? Da kann man sagen, daß, wenn es auf den Priester regnet, es auf den Küster tröpfelt."

— „Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt," antwortete Dyveke, die diese Hindeutung übel nahm. „Zum Diener ist er zu gebrauchen, denn man kann ihn in Zucht halten wie einen Hund. Aber zum Freunde oder Vertrauten

oder Gehülfen bei meinen Angelegenheiten würde ich ihn nicht nehmen, wenn er und ich auch die beiden einzigen Personen in der Welt wären; dazu halte ich mich zu gut."

— „Nu nu! Werde nicht so heftig!" sagte Sigbrit und lachte, wie sie immer that, wenn Dyveke böse wurde. „Hans Faaborg ist ein schlauer Mann und tüchtig im Schreiben und Rechnen. Aber ein falscher Schurke ist er freilich, darin kannst Du Recht haben. Jüngst verehrte er mir eine Kanne. Er machte viel Wesens davon, der Großsprecher, und sagte, er habe sie von einem italienischen Juden gekauft; aber nun sagt mir Johann Spegelberg, daß sie nicht von Silber ist, sondern von einem neumodischen, nachgemachten Metall, das sie in Paris erfunden haben und das beinahe nichts werth ist. Aber er soll sie mit Goldgülden füllen müssen, so viel sie fassen kann, der Betrüger, ich werde ihn lehren, Unächtes mir zu verehren und Sigbrit zum Besten zu halten. Das nächste Mal, wenn er vom Schloßhauptmann seinen Sold bekommt, werde ich Abrechnung mit ihm halten; so lange mag er laufen und glauben, daß er mich bei der Nase herumgeführt hat. Aber der lacht am besten, der da lacht am letzten."

Und Sigbrit lachte und rieb die Hände bei dem Gedanken an die habsüchtige Rache, die sie an Hans Faaborg nehmen wollte.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Wohlfeile und vollständige

illustrirte Taschen-Ausgabe

von

Boz (Dickens) sämmtlichen Werken

Aus dem Englischen von

H. Roberts, E. A. Moriarty und **J. Seybt.**

68 Bände mit 400 Illustrationen

von

Cruikshank, Phiz, Cattermole und Browne.

Preis eines Bandes 10 Ngr. = 36 Xr. Rhein. = 30 Xr. C.-M.

Inhalt.

Die Pickwickier. 6 Bände. Mit 43 Illustrationen
Oliver Twist. 3 Bände. Mit 24 Illustrationen
Nikolas Nickelby. 7 Bände. Mit 39 Illustrationen
Joseph Grimaldi. 2 Bände. Mit 2 Illustrationen
Londoner Skizzen. 4 Bände. Mit 24 Illustrationen
Humphrey's Wanduhr. 9 Bände. Mit 85 Illustr
Barnaby Rudge. 8 Bände. Mit 74 Illustrationen
Amerika. Reiseerinnerungen. 3 Bände.
Martin Chuzzlewit. 10 Bände. Mit 40 Illustr.
Der Weihnachtsabend. Mit 8 Illustrationen.
Die Sylvesterglocken. Geistergeschichte. Mit 4 Illustr.
Das Heimchen auf dem Heerde. Mit 4 Illustrationen.
Italienische Reisebilder. 1846. 2 Bände.
Dombey und Sohn. 10 Bände. Mit 24 Illustr.
Der Kampf des Lebens. Mit 4 Illustrationen.